

INHALT

Theodor Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena / <i>Prof. Karl Robert Pabst</i> Zweiter Abschnitt	7
Grundrisse von Städten der mecklenburgischen Herrschaft Werle – Eine vergleichende Studie – / <i>Hans-Joachim Deppe</i>	51
Fritz Reuter und Klaus Groth / <i>Dr. phil. Hans-Joachim Ballschmieter</i>	88
Ein Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI) aus Mecklenburg / <i>Dr. Hermann Brandt</i>	95
Ingeborg Voss / <i>Dr. Sibylle Badstübner</i>	100
Buchbesprechung	102



Neustrelitz

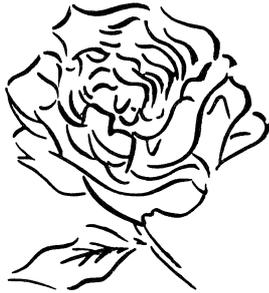
Vom

Aquarell von Ingeborg Voss

Neustrelitz

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



50. Jg. – Nr. 96

Göttingen

Winter 1986/87

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 15,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

für den Hauptteil Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder
3109 Wietze / Wieckenberg, Stechinellstraße 11
Ruf 0 51 46 / 84 74

für die Vermischten Beiträge Frau Inge Schammel
3257 Lüderson-Springe 5, Linderter Weg 16
Ruf 0 50 45 / 72 13

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co – Druckhaus Göttingen

Theodor Müllers
Jugendleben

in
Mecklenburg und Jena.

Ein
kulturgegeschichtliches Lebensbild
aus
der Zeit der deutschen Knechtung und Befreiung
mit
besonderer Rücksicht auf das jenaische Studentenleben
bis zum Jahre 1815.

Von
Karl Robert Vabst,
Professor an der Hochschule und Rektor der Kantonschule zu Bern.

Mit Th. Müllers Bildniß.



A r a n.
Verlagsbuchhandlung von H. R. Sauerländer.
1861.

Theodor Müllers Jugendleben

Zweiter Abschnitt

Der Jenenser Student

April 1810–Dez. 1812

I.

Daß Theodor sich dem Studium der Theologie widme, war von jeher der innigste Wunsch seines braven Vaters gewesen, in dessen Charakter aufrichtige und streng an den protestantischen Kirchenglauben sich anschließende Frömmigkeit einen hervorragenden Zug bildete, und auf diesen Wunsch war der Sohn um so bereitwilliger eingegangen, da sich in ihm ein tiefes religiöses Gefühl mit dem sehr früh schon erwachten Bedürfniß verband, über Alles, was in ihm lebte, für sich nachzusinnen, es zu möglichst klarem Bewußtsein zu erheben und wissenschaftlich zu durchdringen. Zur Entwicklung dieser natürlichen Anlage hatte nicht wenig das für den lebhaften und reizbaren Knaben eben nicht erquickliche Leben im väterlichen Hause beigetragen, welches ihn häufig genug zur stillen Einkehr bei sich selbst drängte. Ob er sich auch wirklich zur dauernden Ausübung des geistlichen Amtes eigne, oder ob nicht die gesammte übrige Eigenthümlichkeit seines Wesens ihn auf einen andern Beruf hinweise, darüber hatte er sich freilich, wie so mancher Jüngling in ähnlichem Falle, noch gar keine Rechenschaft gegeben. So viel aber stand bei ihm damals schon fest, daß er sich nur auf geistigem Gebiet und in einer wissenschaftlichen Laufbahn seiner Natur gemäß, frei und wohligh werde bewegen können.

Der durch seine Tochter Louise dem preußischen Königshause verwandte Herzog von Mecklenburg-Strelitz hätte es am liebsten gesehen, wenn der junge Müller die durch seine Freigebigkeit ermöglichten Studien in Berlin absolvirt hätte, und demgemäß suchte auch der Vater seinen Sohn zur Wahl dieser Universität zu bewegen. Unser Theodor aber hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das geräuschvolle und, wie er sich wenigstens vorstellte, durch allerlei äußere Rücksichten eingeengte Leben in der Residenz und gegen das ihm als philisterhaft und liederlich geschilderte Treiben der dortigen Studenten. Auch fürchtete er, dort den politischen Druck, welcher damals schon auf seiner Heimat schwer genug lastete, und gegen den er überaus empfindlich war, nur noch schmerzlicher zu empfinden. Eine leichtere und reinere Luft, in welcher seine von patriotischen Gefühlen geschwellte Brust freier athmen, der Unmuth wenigstens durch Worte sich äußern dürfe und in rückhaltslosem Gedankenaustausch seine Begeisterung immer frische Nahrung fände, lebendiger Verkehr mit Lehrern und Freunden, welche ein ächt wissenschaftlicher, über das Brotstudium sich erhebender Geist beseelte, frischer und voller Genuß aller Freuden, welche schöne Natur und zwanglose Geselligkeit darbieten, kurz ein flottes, geistig und gemüthlich gehobenes, literarisch und patriotisch veredeltes Burschenleben – das war es, wonach ihn verlangte und was er nach den authentischen Berichten seiner ihm vorangegangenen Schulgenossen in Jena und zwar nur in Jena zu finden hoffte. Diesem entschieden ausgesprochenen Verlangen setzte der Vater keinen ernstlichen Widerstand entgegen, wie er sich überhaupt je länger je mehr daran gewöhnt hatte, den ihm an Geist und Willenskraft überlegenen Sohn gewähren zu lassen. Der gute alte Herzog murrte zwar anfangs über den unwillfährigen Entschluß seines Pflégling und äußerte gegen einen mit Theodor befreundeten

ten Hofbeamten: „der junge Müller schein doch ein bischen eigensinnig zu sein;“ aber er grollte ihm deshalb nicht und hielt, wie wir sehen werden, die ihm gegebene Zusage – so gut er konnte.

Müller aber fand in dem selbstgewählten Musensitze, dem Ziele jahrelanger Sehnsucht, welches er nach einer ununterbrochenen, rüstigen Wanderung durch die schönsten Harzgegenden und das romantische Saaletal mit leichtem Gepäck und leichtem Muth erreichte, seine kühnsten Wünsche und Erwartungen bald in reichem Maße erfüllt. Hier erst begann er nach seinem eigenem Bekenntniß zu leben; hier, im heitern und warmen Sonnenschein der akademischen Freiheit, sprengte die feurige Triebkraft seines Geistes und Gemüthes die Knospenschale, welche die Ungunst der äußern Verhältnisse bis dahin verschlossen gehalten hatte. Die jenaer Studienzeit ward entscheidend für sein ganzes ferneres Leben; hier befestigte sich bereits sein ganzes Wesen und Gebahren in der Richtung und Weise, welcher er fast durchgängig bis zu seinem Tode treu geblieben ist; alle Hauptzüge seines nachmaligen Charakters finden wir in der aus jenen Jahren zu uns gelangten Kunde wenigstens angedeutet. Was damals mit ihm vorging, war aber nicht sowohl eine Umwandlung als eine naturgemäße Entwicklung, und für diese konnte kein Ort in der Welt geeigneter sein als gerade Jena, wo damals in wissenschaftlicher, ästhetischer, patriotischer und geselliger Hinsicht ein Geist herrschte, mit dem Müllers ganze Geistesanlage in wunderbar inniger Verwandtschaft stand.

Es wird daher, bevor wir den nähern Bericht über Müllers akademisches Leben beginnen, nicht überflüssig sein, den Geist und die Sitte, welche damals an der jenaer Hochschule herrschte, wenn auch nur in gröbern Umrissen darzustellen und zum klaren Verständniß unsern Blick auch auf die jener Zeit unmittelbar vorangehenden Jahrzehnte, die Periode ihres hellsten Glanzes, zurückzuwenden.

II.

Als Müller die Universität Jena bezog, war jene Periode, welche ihr für immer eine der ersten Stellen in der Kultur- und Literatur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts erworben hat, freilich schon um einige Jahre vorüber. Begonnen hatte sie ungefähr mit dem letzten Viertel des Jahrhunderts unter den Auspizien dreier hochgebildeten, geistreichen und gesinnungstüchtigen Fürsten aus dem Ernestinischen Hause, welche damals bald nach einander zur Regierung gelangt waren. Die wohlwollende Fürsorge, der unermüdliche, opferfähige Eifer und der männliche Muth der Herzoge Ernst II. von Gotha, Karl August von Weimar und Georg von Meiningen, insbesondere die Lehrfreiheit, welche sie in auffallendem Gegensatze zu dem gleichzeitigen Verhalten anderer deutschen Fürsten, unbeirrt durch die Neuheit oder Kühnheit irgend einer Lehre gewährten, schützten und förderten, erwarb der jenaer Hochschule eine von den letzten siebziger Jahren bis zum Ende des Jahrhunderts sich fortsetzende Reihe der ausgezeichnetsten deutschen Lehrkräfte für alle Hauptgebiete der Wissenschaft, und diese zogen bald nicht nur die Blüte der studirenden Jugend von ganz Deutschland, sondern auch lernbegierige Jünglinge und Männer aus fast allen Ländern Europa's so mächtig und mit solchem Erfolg an, daß Jena seit der Mitte der achtziger Jahre der Brennpunkt der gesammten deutschen Geistesbildung genannt zu werden verdiente. Wer irgend unter den damaligen Gelehrten sich einen Namen machen, alle strebsamen Geister, welche sich zu der Höhe ihrer Wissenschaft oder Kunst aufschwingen wollten oder den Trieb in sich fühlten, derselben neue Bahnen zu brechen oder auf den neu betretenen weiter vorzuschreiten, glaubten in Jena lernen oder lehren zu müssen, und eine Zeit lang durfte die kleine Musenstadt an der Saale sich fast rühmen, Deutschland kenne keinen großen Namen der Gegenwart, den sie nicht ihren Gast genannt habe.

Leider aber konnten sehr viele, ja gerade von den hervorragendsten Lehrern wohl die meisten, eben nur „Gäste“ heißen. Gerade der hohe Ruf, dessen sich Jena erfreute, trug wesentlich bei zu dem raschen Verlaufe seiner Blütenzeit. Denn bald glaubten die andern

deutschen Universitäten für die Hebung ihres eigenen Rufes nicht besser sorgen zu können, als wenn sie ihre Lehrstühle mit jenenser Professoren besetzten, und dies gelang ihnen um so mehr, da nicht nur die größeren Staaten Deutschlands, namentlich Preußen und Baiern, ihren Hochschullehrern reichlichere Einkünfte, angesehene Stellen oder Titel und weitere Wirkungskreise anzubieten vermochten als die in ihren Mitteln beschränkten sächsischen Fürstenthümer, sondern auch in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts viele jenenser Lehrer in eine gewisse Mißstimmung und Unzufriedenheit über wirkliche oder vermeintliche Gebrechen und Uebelstände in dem innern Leben der dortigen Hochschule verfallen waren. Wenn Göthe (Bd. 31, S. 152) diese auffallende Erscheinung unter Anderm damit erklärt, daß „seit der französischen Revolution eine gewisse Unruhe in die Menschen gekommen sei, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedächten,“ so hat er damit wohl weniger das Rechte getroffen, als mit der Bemerkung (S. 154), in Folge der Entlassung Fichte's „habe sich ein heimlicher Unmuth aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umthat.“ Derselbe mochte von dieser Seite her allerdings nicht wohl begründet sein – eine wirkliche Beschränkung der Lehrfreiheit war dem hochherzigen Karl August nie in den Sinn gekommen, und Fichte hatte die Einbuße seines schönen jenaer Wirkungskreises durch sein gereiztes und ungestümes Verhalten gegen die Behörde zumeist selbst verschuldet –; aber das Uebel war nun einmal da, und Thatsache bleibt, daß in den nächsten Jahren Jena eine bedeutende Anzahl seiner besten Lehrkräfte verlor. Dazu kam die Störung, welche durch den unglücklichen Ausgang der am 14. Oktober 1806 in der Nähe der Stadt vorgefallenen Schlacht in allen jenenser Verhältnissen verursacht wurde und nicht nur den fernern Abgang einzelner Lehrer, namentlich Hegels, nach sich zog, sondern auch einen großen Theil der Studierenden, deren Zahl ohnehin schon nach Fichte's Entlassung merklich abgenommen hatte, von Jena verscheuchte. Die Befürchtung, Napoleon werde die ihm als Hauptherd revolutionären Geistes tief verhaßte Universität sofort aufheben, erfüllte sich glücklicher Weise nicht, und die gleichzeitige Aufhebung der Universität Halle, sowie der Eifer, mit welchem die Landesbehörde, namentlich der weimarische Minister von Voigt, unverzüglich die in dem Lehrpersonal entstandene Lücken auszufüllen und die zugehörigen Hilfsanstalten zu vervollständigen und zu verbessern bemüht war, hoben die Frequenz und den Ruf der Hochschule schon in den nächsten Jahren wieder. Aber der frühere Glanz war verblichen und nicht wieder herzustellen.

Ein schöner Abglanz aber blieb. Der in den achtziger und neunziger Jahren aus dem fruchtbaren Boden Jena's emporgeschossene Baum der Wissenschaft, der Kunst und der Sittlichkeit hatte bereits zu tiefe und feste Wurzeln geschlagen, als daß die Stürme, welche in dem ersten Dezzennium unseres Jahrhunderts seinen Gipfel zerzausten, ihn hätten umwehen können; ja gerade in jener Zeit des Sturmes und Dranges wuchsen aus demselben Stamme zwischen entblätterten und abgeknickten Zweigen erst recht kräftig andere nach, die bis dahin im Wachsthum zurückgeblieben waren, und trugen einige Jahre später Blüten und Früchte, welche seit Jahrhunderten auf deutschem Boden nicht mehr hatten gedeihen wollen: vaterländische Gesinnung und That.

Das fruchtbare Samenkorn aber, aus welchem jener herrliche und gewaltige, eine Zeit lang ganz Deutschland beschattende und zierende Baum hervorgekeimt und emporgewachsen, war kein anderer als der durch *Kants Kriticismus* neu belebte und geläuterte *Geist der Philosophie*.

Jena war der Ort, wo die Methode und die Ergebnisse der Kantischen Forschung, nachdem sie Jahre lang in weiteren Kreisen unbeachtet oder unverstanden geblieben, mißverstanden und von den Parteigängern der Oberflächlichkeit und behaglichen Sicherheit entstellt und verketzert worden waren, zuerst gründlicher begriffen, gerecht gewürdigt und zu allgemeiner Anerkennung gebracht wurden. Was hierfür nach dem wohlgemeinten aber schwächlichen Versuch des Königsbergers *Schulze* (in seinen Erläuterungen über des Herrn Prof. Kants Kritik der reinen Vernunft, 1784) namentlich *Erhard Schmid* und *Reinhold* seit der Mitte der achtziger Jahre in Jena geleistet haben, ist zu bekannt, als daß es

hier näher dargelegt zu werden brauchte. – Dasselbe Jena war es auch, von wo aus die von Kant ausgegangene neue Philosophie theils und dialektischer Konsequenz und Nothwendigkeit durch Geltendmachung und Aussöhnung ihrer großen Gegensätze weiter entwickelt und fortgebildet, theils aus mehr subjektivem Antrieb in eigenthümliche Seitenbahnen gelenkt, kurz für die ganze Bewegung auf diesem Zentralgebiet aller Wissenschaft der erste Anstoß gegeben wurde. Wir brauchen hier, ohne uns auf den Verlauf derselben weiter einzulassen, nur die Namen *Fichte*, *Schelling* und *Hegel*, *Fries* und *Oken* zu nennen, welche alle mehr oder minder der Universität Jena die beste Gelegenheit zu ihrer eigenen Entwicklung verdanken und ihr als Lehrer ihre frischesten Kräfte gewidmet haben. Es genügt zu unserm Zwecke, kurz die gewaltigen Wirkungen anzudeuten, welche der Geist der neuen Philosophie zunächst in Jena auf allen Hauptgebieten der Wissenschaft, der Kunst und der Sittlichkeit hervorbrachte.

III.

Die unmittelbarste und wesentlichste Wirkung der durch Kant angeregten und durch seine Anhänger fortgepflanzten philosophischen Methode war, daß die studirende Jugend in Jena dazu angeleitet und gewöhnt wurde, sich nicht mehr mit einem blindgläubigen und mechanischen Anlernen fertiger wissenschaftlicher Sätze und Systeme zu begnügen, sondern über alle ihrer geistigen Beschäftigung dargebotenen Gegenstände selbstthätig nachzudenken, selbst zu beobachten und zu prüfen und die wissenschaftlichen Resultate mit Aufbietung ihrer eigenen Kräfte selbst zu erringen. Zu der nur auf diesem Wege erreichbaren geistigen Durchbildung, welche bald die jenenser Studenten vor denen anderer Universitäten auszeichnete, hatte schon der 1787 auf den Lehrstuhl der Philosophie berufene *Reinhold* sein redlich Theil beigetragen; mit weit stärkerm und allgemeinerem Erfolg aber strebte der im Jahre 1794 an seine Stelle getretene, durch Genialität des Denkens und Energie des Willens ihm weit überlegene *Fichte* nach diesem Ziele hin, indem er in seinen Vorlesungen die Ergebnisse seiner Forschung vor dem innern Auge seiner Zuhörer erst werden ließ und sie in die innerste Werkstatt seines eigenen Denkens einführte. Dieses Verfahren, verbunden mit dem Feuer seines Vortrages und der in jener Zeit neuen und außerordentlichen Gemeinverständlichkeit seiner philosophischen Sprache, leitete selbst minder begabte und geübte Geister unter der akademischen Jugend zu einem echt wissenschaftlichen Studium an, und die gleich im ersten Jahre seiner akademischen Thätigkeit gehaltenen und auch durch den Druck veröffentlichten „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten“ öffneten durch ihre populäre Fassung die Pforten der Wissenschaft auch einem weitem Publikum und brachten selbst Laien zu der Anerkennung oder Ahnung der hohen Bedeutung, welche echte Philosophie für die geistige Gesamtentwicklung des Volkslebens habe. In ähnlicher Weise hatte außer *Reinhold* auch schon *Schiller* (seit 1789) sich bemüht und gewirkt, und zu demselben Zwecke veröffentlichte später *Fichte's* Nachfolger, *Schelling*, seine „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (1803). Mochten auch bei gar manchen Zuhörern die in strengerer Form vorgetragenen Lehren nur halb oder gar nicht oder falsch verstanden oder verworfen werden: der allgemeine wesentliche Gewinn war doch immer die Erweckung des echt wissenschaftlichen Sinnes, die Anerkennung der hohen und fruchtbaren Wahrheit, welche *Schiller* in seiner akademischen Antrittsrede ausgesprochen hatte, daß es nicht sowohl darauf ankomme, „was man treibe, sondern wie man das, was man treibe, behandle.“ Wenn *F. C. Schloßer* (in seiner Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, B. 7, S. 33) mit Recht sagt: „in Jena habe einige Zeit hindurch“ – und diese Zeit ist noch nicht vorüber –, „die Philosophie die Bedeutung erhalten, welche sonst auf deutschen Universitäten nur die Brotwissenschaften zu haben pflegen,“ so können wir darin eine tiefe und allgemeine Beherzigung der den sachlichen Eingang jener *Schiller'schen* Rede bildenden, in den schneidendsten Kontrasten sich bewegenden Schilderung des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfes nicht verkennen.

Im engsten Zusammenhang hiermit stand auch die mit der Fortentwicklung der neuen Philosophie nach den verschiedensten Seiten hin gleichmäßig wachsende Anerkennung des organischen Zusammenhangs der einzelnen Wissenschaften und die Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts, welche ebenfalls das Studium der akademischen Jugend Jena's nicht nur bis zu der Zeit, wo Th. Müller dort einzog, sondern noch weit über dieselbe hinaus kennzeichnet. Nachdem einmal *Fichte* die in Kants Kritizismus enthaltenen Keime seiner transzendentalen Idealphilosophie befruchtet und in der Wissenschaftslehre zu Tage gefördert und *Schelling* den einseitig subjektiven Standpunkt derselben durch Wiedervereinigung der Natur in ihr reales Dasein mit dem objektiven Standpunkt zu versöhnen gesucht und mit genialer Keckheit sein Identitätsprinzip wie einen zündenden Blitz in die Geister seiner Zeitgenossen hineingeschleudert, also schon bevor *Hegel* dieses Prinzip durch seine dialektische Methode nach allen Richtungen hin in lebendigen Fluß gesetzt und das absolute Wissen als höchsten Zielpunkt aller intellektuellen Thätigkeit aufgestellt hatte: konnten die Fakultäts-Wissenschaften, in ihrer Vereinzelung als haltlos und unfruchtbar erscheinend, den strebsamen jungen Geistern nicht mehr genügen und zugleich mit der Philosophie, als der Wissenschaft im strengern Sinne, wurden alle besonderen Wissenschaften als Zweige desselben Stammes in ihrem wahren Werthe und ihrer gegenseitigen Unentbehrlichkeit erkannt und namentlich Naturwissenschaften und Geschichte von Theologen, Philologen, Juristen und Medizern in den Kreis ihrer Studien hineingezogen. So bildete sich in Jena lebendiger als irgendwo ein geistiger Verkehr Aller mit Allen, eine wahre *Universitas literarum*.

Es konnte nicht fehlen, daß die von Kants Kritizismus ausgegangene „Erhöhung und Belebung des reinen Interesses für Wahrheit,“ welcher *Fichte* unter Anderm eine besondere Abhandlung in den *Horen* widmete, ein Sauerteig wurde, welcher bald alle Sphären der Wissenschaft durchdrang und sie in eine gährende Bewegung versetzte, aus der sie wesentlich verändert in Gehalt und Gestalt, herrlich geläutert und frisch befruchtet hervorgingen. In dem neugeweckten und unaufhaltsam sich fortentwickelnden Geiste der Philosophie fanden – um hier bei den in Jena wirkenden Männern stehen zu bleiben – (*Griesbach*¹⁾, *Paulus*²⁾, *de Wette*³⁾, *Gabler*⁴⁾, *Danz*⁵⁾) die kräftigste Anregung und Stütze für eine freiere, auf Vernunft und Geschichte fußende und auf Förderung der sittlich praktischen Interessen abzielende Behandlung der protestantischen Theologie; aus ihm schöpften *G. Hufeland*⁶⁾ und *Anselm v. Feuerbach*⁷⁾ ihre reinern Rechtsbegriffe; die Anwendung, welche *Schelling* von der Philosophie auf die Naturwissenschaften machte, kam auch der namentlich durch *Chr. Wilh. Hufeland* (1793–98), *Gruner* (seit 1773) *Froriep* (1801–4) und *Leder* (1778–1803) vertretenen Heilkunde zustatten, indem diese von der Betrachtung der mechanischen Seite der Natur entschiedener zur Beobachtung und tiefern Auffassung der dynamisch-organischen fortschritt. Dem Kritizismus und der Idealphilosophie verdankten Geschichte und Philologie den bedeutsamern und idealern Gehalt, die Hinwendung auf den in Literatur, Kunst und Staatsleben sich kundgebenden Geist der Völker, und die tiefere Forschung, wodurch in jener zunächst *Eichborns* Nachfolger *Schiller* (seit 1789) und nach *Woltmann* und *Heinrich* namentlich *Luden* (seit 1806), in dieser *Gottfr. Schütz* (1779–1804), *Eichstädt* (1797 bis 1848), *J. H. Voß* (1802–5), *Ilgen* (1794–1802) und *Wilh. von Humboldt* (1794–97) die jenenser Hochschule auf die Höhe der meisten übrigen erhoben; an demselben Herde, zunächst an Kants „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft“ und fernerhin an *Fichte's* Wissenschaftslehre entzündete sich das hellere Licht, welches zunächst durch *Schiller*, *Gothe* und *W. v. Humboldt* („ästhetische Versuche,“ 1799), sowie nach ihnen durch die Gebrüder *Schlegel* (in Jena 1798–1802), *Jean Paul* u. a. über die Wissenschaft des Schönen, besonders der Poesie, verbreitet wurde. Und wie endlich auch auf die klassischen Schöpfungen unserer poetischen Großmeister, vor allen *Schillers*, und fernerhin auch der Romantiker die Idealphilosophie ihren belebenden und läuternden Einfluß ausgeübt hat, so ist sie es auch, durch welche diese erst zu ihrer vollen Anerkennung gelangten. Es fand auf dem Gebiete der schönen Nationalliteratur, der schönen Prosa wie der Poesie, eine ebenso innig in sich zusammenhängende, dialektischen

Gesetzen folgende Fortbewegung statt wie auf dem der Wissenschaft, wobei namentlich der Antheil, welchen die ideale Richtung und Dichtung Schillers und Göthe's an dem Entstehen der modernen Romantik und Humoristik gehabt hat, um der spätern Verirrungen und Sünden der letztern willen nicht verkannt oder verschwiegen werden darf. Was in dieser Hinsicht das damalige Jena für ganz Deutschland gewesen und mittelbar für die ganze gebildete Welt geworden, das vollends ist zu allgemein bekannt, als daß hier mehr als diese flüchtige Hinweisung erlaubt wäre.

Zu dem glänzenden Ruf und der hohen literarhistorischen Wichtigkeit Jena's trug wesentlich der rege und innige Wechselverkehr mit Weimar bei, welcher beide Städte als einen einzigen Musensitz erscheinen ließ und beiden, der Universität und der Residenz, wenn auch in verschiedener Weise, doch in gleich hohem Grade zugute kam. Wenn der von Jena aus strömende wissenschaftliche Geist dem Schaffen und Treiben der poetischen Kreise Weimars einen strengern Ernst und eine tiefere Grundlage verlieh, so gewann hinwieder das akademische Streben der Jenenser, der Studenten wie der Lehrer, durch das geniale und kunstsinnige Leben des weimarschen Musenhofes freiern Aufschwung und erheiternde Schönheit. Anziehungspunkt und Bildungsmittel für den poetischen Sinn der akademischen Jugend war zunächst das weimarsche Theater, welches von 1791 bis 1817 unter Göthe's Leitung Schule und Sammelplatz trefflicher Schauspieler, zugleich durch seine und Schillers unermüdete Thätigkeit und Fürsorge mit einem reichen Vorrath des Besten versehen wurde, was Deutschland zu jener Zeit an Bühnenstücken aufzuweisen hatte. Was aber vielleicht noch mehr als dies zu dem idealen Schwung und der Begeisterung beitrug, welche die damalige jenenser Studentenschaft auszeichnete, war die persönliche Nähe jener Dichturfürsten und all der großen Geister, welche die Hochherzigkeit und der Kunstsinn Karl Augusts und seiner Mutter Amalie seit den siebziger Jahren in der „großen Stadt Weimar-Jena“ versammelt hatte und welche nicht nur, vorübergehende Störungen abgerechnet, durch gegenseitige Hochachtung und innige Freundschaft zu einem harmonischen Chor zusammengeschlossen, einander liebevoll fördernd oder ergänzend sich in den mannichfaltigsten Weisen und reichsten Akkorden vernehmen ließen, sondern auch eine magische Anziehungskraft auf alle nach wahrhaft Schönem und Edlem strebenden Geister Deutschlands ausübten, alles Unschöne und Gemeine dagegen, mochte es sich im Leben oder in der Literatur zudrängen, von ihrem Kreise fern hielten oder ausstießen und, wo es Noth that, in heißem Kampfe durch die Ueberlegenheit ihrer Geisteswaffen zur Anerkennung zwingen oder unschädlich machen. Das waren herrliche, in der Geschichte des deutschen Kultur- und Literaturlebens noch nicht dagewesene und vielleicht nie wiederkehrende Jahre, als Wilh. v. *Humboldt*, um des persönlichen Verkehrs mit seinem geistesverwandten Schiller theilhaftig zu werden, nach Jena zog (1794) und, während er sich an ihm erhob und fortbildete, zugleich die geistige Entwicklung seines großen Freundes durch Theilnahme an seinen ästhetischen Studien und Beschleunigung seiner Rückkehr zu poetischem Schaffen förderte; als bald darauf Schiller und Göthe, nachdem sie einmal trotz aller Verschiedenheit ihrer Anlagen und Richtungen in dem aufrichtigen Streben nach eigener künstlerischer Vollendung und nach ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechtes zu ächter Humanität ihren geistigen Einigungspunkt gefunden hatten, ihren edlen Freundschaftsbund schlossen, der für ganze Deutschland ein wahrer Segen geworden ist. Und „wer nennt all' die Namen, die gastlich dort zusammenkamen“, um in der Sonne des deutschen Athen ihre geistigen Knospen zur Blüte zu entfalten oder sich in ihr zu erquickern? Die Wirkung jener magnetischen Kraft erstreckte sich sogar über Deutschlands Grenzen hinaus. Fühlte sich doch selbst die anspruchsvolle Frau von *Staël* (1803) in dem kleinen Weimar, dieser campagne appelée ville, wie in einem Zauberkreise festgebannt und zu so liebevoller Verehrung und Bewunderung hingerissen, daß sie durch ihre Schilderung und Beurtheilung der dortigen Personen und des dortigen Lebens sogar das nationale Vorurtheil ihrer Landsleute überwand und ihnen zuerst eine gewisse Anerkennung unserer poetischen Literatur abnöthigte.

IV.

Jenes rege und zur schönsten Blüte entfaltete poetische Leben und der Kunstsinn, welcher aus dem weimar-jenaer Dichterkreise nicht sowohl durch persönlichen Verkehr mit diesem selbst als mittelbar durch die weimarsche Schaubühne auch auf die akademische Jugend übergang, konnte natürlich einen mildernden und läuternden Einfluß auf die *sittliche Haltung* derselben nicht verfehlen. Aber so bedeutend dieser auch bei Einzelnen gewesen sein mag, so darf er doch im ganzen nicht zu hoch angeschlagen werden; jedenfalls konnte er allein nicht genügen, die Zügellosigkeit und Rohheit der Sitten auszurotten, in welche der dem deutschen Wesen überhaupt eigenthümliche Sinn für individuelle Freiheit und Unabhängigkeit insbesondere bei der akademischen Jugend so leicht hinüberschweift und welche als ein Erbtheil aus früheren Jahrhunderten, besonders aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, gerade in Jena um so mehr im Schwange geblieben war, je weniger, wohl nicht ohne Rücksicht auf die Frequenz der Universität, die fürstlichen Erhalter derselben die alte akademische Freiheit zu schmälern für gut befunden hatten. Namentlich ließ der geniale Herzog *Karl August*, seiner eigenen Jugend bis zum Tode eingedenk, so weit dies von ihm allein abhing, gegen die Extravaganzen des „Bruders Studium“ stetsfort die größte Nachsicht walten, zumal wenn sich darin echter Witz und Humor oder auch nur harmloser Muthwille kundgab. Die jenenser Studenten vergalteten ihm dies durch begeisterte Anhänglichkeit und haben ihm in der sogenannten Demagogenzeit, als sich in einem, den damaligen Untersuchungsrichtern hinlänglich bekannten Burschenliede: „nach der neuen Mode“ der Unmuth über alle übrigen deutschen Fürsten in mehr oder minder beißendem Spotte Luft machte, ein Denkmal ihrer Dankbarkeit durch Einfügung einer Strophe gesetzt, welche als ganz charakteristisch wohl verdient aufbewahrt zu werden:

„Weimars Herzog Karl Augustus
Hat allein den rechten Gustus;
Er ruft seinem Studio zu:
Wenn ich schwärme, schwärm' auch Du –
Nach der *alten* Mode.“

Je freier nach außen aber der jenenser Student seinem Jugendmuth den Zügel schießen lassen durfte, je weniger er sich namentlich um die auch von den meisten Professoren nicht sonderlich beachteten konventionellen Formen des Lebens zu kümmern gewohnt war, desto mehr that freie sittliche Selbstbeschränkung Noth, und für diese kam zu der Belebung und Läuterung des ästhetischen Sinnes in den Jahrzehnten der Blüte als mächtiger Hebel die philosophische Ueberzeugung hinzu, wie gerade die jenenser Vertreter und Fortbildner der Kantischen Lehre sie zu bewirken vermochten. Schon *Reinhold* und *Schiller* hatten nicht ohne Erfolg auf diesem Wege auf die sittliche Erhebung und Veredlung ihrer Schüler hingearbeitet; in weit höhern Grade aber wußte *Fichte* mit seinem entschiedenen Charakter die gewaltige sittliche Kraft, welche Kants Grundsätzen innewohnte, wirksam zu machen. In dieser „tapfern Persönlichkeit“ lebte ein mächtiger und unablässiger Drang zum Handeln. Die sittliche That galt ihm als die letzte und höchste Bestimmung des Menschen; die Theorie hatte für ihn ihren Werth nur in der innigsten Verbindung mit der Praxis; wie für das Denken, so verlangte er auch für das Handeln völlig freie Selbstthätigkeit, Selbstbestimmung. „Sein scharfer Idealismus – so bezeichnet treffend der jüngere Fichte die Richtung seines Vaters (in dessen Leben B. 1, S. 304) hatte als einzige Realität nur das Ich übrig gelassen, welches jedoch auch nur dadurch die wahre Existenz sich erringt, wenn es, sich losreißend von der nichtigen Scheinwelt des Sinnlichen, in die Sphäre der sittlichen Idee sich erhebt und so zugleich die wahre, d. h. die sittliche Freiheit sich erwirbt.“ Eine so ernste und strenge, das Menschenleben in seinem innersten Kern und in seiner höchsten Würde ergreifende Lehre war, wenn sie Eingang fand, vor Allem geeignet und wohl von allen allein stark genug, gegen die Willkür und Frivolität, in welche der individuelle Unabhängigkeitsdrang der studierenden Jugend besonders in Jena auszuarten beständig Gefahr lief, ein Gegengewicht zu bilden. Und sie fand Eingang um so tiefer und allgemeiner, da Fichte nicht bloß vom Katheder herab oder durch Schriften lehrte, sondern auch außerdem in der

lebendigsten und traulichsten Weise mit den einzelnen Schülern persönlichen Umgang pflog. Dadurch ganz besonders wirkte er erbebend und erwärmend auf ihr Gemüth, kräftigend und läuternd auf ihren Willen; dadurch erwarb er sich die innige Liebe und treue Anhänglichkeit, welche sie ihm bei verschiedenen Gelgenheiten, besonders bei seinem Abgang, durch die That kundgegeben haben.*)

Anderseits konnte es freilich nicht ausbleiben, daß Fichte sich bei dem Feuereifer und der Schroffheit, mit welcher er sein hohes sittliches Ziel verfolgte, ebenso den sogar in rohen Kränkungen sich äußernden Haß des schlechtern Theils der Studentenschaft zuzog, wie er um seines wissenschaftlichen Freimuthes willen der illiberalen chursächsischen Regierung ein Stein des Anstoßes und ein Gegenstand der Verfolgung wurde. Als Hauptsitz der immer noch zu häufig vorkommenden Willkür, Gewaltthätigkeit und Rohheit und somit als ein Haupthinderniß seiner sittlichen Wirksamkeit hatte Fichte nicht mit Unrecht die geheimen Orden erkannt, welche seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unter den jenenser Studenten aufgekommen und formell nach dem Beispiel der Freimaurer, Rosenkreuzer und Illuminaten eingerichtet, bald auch auf andern Hochschulen Nachahmung fanden. Als Hauptzweck hatten die Orden die Wahrung der alten akademischen Freiheit und des Ansehens ihrer Mitglieder gegenüber Behörden und andern Studenten und zur Erreichung dieses Zweckes Gesetze über ihr Verhalten im akademischen Leben, besonders über die Schlichtung von Ehrenstreitigkeiten durch das Duell aufgestellt, an welche alle Mitglieder streng gebunden waren. Von den bald nach Entstehung der Orden wieder auftauchenden und fast ohne Unterbrechung neben ihnen fortdauernden Landsmannschaften unterschieden sich die Orden zumeist dadurch, daß die Mitgliedschaft nicht an ein bestimmtes Heimatsland gebunden war. Hierin darf aber nicht weniger als ein Übergang von den durch die alten Nationen oder Landsmannschaften genährten Ortsgeist zu einer vaterländischen oder weltbürgerlichen Richtung gesucht werden; es herrschte vielmehr in den Orden der engherzigste Sondergeist, und hinter dem mysteriösen Dunkel, in welches sie, um sich wichtig zu machen, ihre Statuten und Symbole und ihr ganzes esoterisches Treiben hüllten, steckte nicht weniger als ein geistiger Inhalt, durch welchen sie den obgenannten Orden, ihren scheinbaren Vorbildern, wesentlich ähnlich gewesen wären. Die in den Statuten enthaltenen Bestimmungen, welche auf sittliche Veredlung abzielten, blieben meist nur bloße Worte. Die einzige in ihnen wirklich lebende geistige Macht war ein inniges Gefühl für brüderliche Freundschaft. Dieses gab sich nicht nur in den Statuten, durch eidliche Verpflichtung zu gegenseitiger Unterstützung der Mitglieder mit Gut und Blut, auch über die Zeit des Studentenlebens hinaus, sondern auch durch die That kund und fand in einzelnen Bundesliedern einen Ausdruck, welcher wenigsten an Ueberschwenglichkeit den Elegieen und poetischen Episteln der Bremer Beiträger und der Göttinger Hainbündler nicht nachsteht. So enthält das Rezeptionslied der Würzburger Germanisten, aus denen 1805 die Landsmannschaft der Franken hervorging, die Strophe:

„Wenn mich die Schauer des Todes umringen,
Wenn sich die Nacht der Verwesung mir zeigt,
Dann soll mich Freundesarm tröstend umschlingen,
Dann wird, ihr Brüder, das Sterben mir leicht;
Brüder, dann segnet mein brechender Blick
Noch unsres Bundes erhabenes Glück.“

Weil aber dieser Gemeingeist ein rein persönlicher, ausschließlich auf die Ordensbrüder gerichteter und durch keine allgemein gültige, wahrhaft sittliche Idee getragen und durchläutert war, so artete er nur zu gewöhnlich in einen förmlichen Ungeist aus und erzeugte eben jenen bereits erwähnten grassen Separatismus, mit welchem Unsittlichkeiten aller Art Hand in Hand gingen. So war gegenüber der akademischen Behörde und andern Studenten-Gesellschaften in Ordenssachen falsches Ehrenwort und Meineid erlaubt; ja es riß der Freundschafts-Fanatismus bei einzelnen Duellen der Ordensglieder mit andern Studenten bis zum größten Verbrechen fort, indem durch Mithülfe und einseitiges

Ausheben der Sekundanten eigentliche Meuchelorde ermöglicht und wirklich begangen wurden. Ueberhaupt führte die fast unausbleibliche Eifersucht der verschiedenen so schroff abgeschlossenen Vereine zu unaufhörlicher Reibungen und Händeln und erzeugte zu Zeiten eine förmliche Duellwuth. Außerdem gab das enge und zum Theil heimliche Zusammenleben der Mitglieder unter einander, sowie der kleinliche Formenkram beständigen Anlaß zu Zeit- und Geldverschleuderungen und leistete der Lüderlichkeit und der Rohheit des Kneiplebens großen Vorschub. Dabei übten sämtliche Orden nach außen gegen die „Profanen“ oder „Wilden“, d. h. gegen die nicht ihnen angehörigen Studenten, nach innen die Oberhäupter (Senioren u. s. w.) gegen die übrigen Mitglieder, und mehr noch diese gegen die sogenannten „Renoncen“ eine Zwingherrschaft, welche einer freien Entwicklung der Einzelnen, sowie des gesammten Studentenlebens hemmend entgegentrat. Namentlich befanden sich die Renoncen gegenüber den eigentlichen Ordensbrüdern, deren Ehrenwort z. B. bei Klagen gegen sie allein „zog“, in einem wahren Helotenstande, in welchem sich der mittelalterliche Pennalismus, wenn auch in etwas minder unanständiger und abgeschmackter Form, fortpflanzte.

Wenn nun auch einzelne Orden und Ordensmitglieder erfreuliche Ausnahmen machten, wie z. B. dem um 1790 bestehenden Orden der „schwarzen Brüder“ Bemühung um Abschaffung der Duelle, Gesetztheit und Sittlichkeit, Fleiß, Ordnung und artiges Betragen und Verwendung der Einnahmen ihres Bundes zum Theil „zu sehr edlen Zwecken“ (?) nachgerühmt wird, so trieben's andere, wie namentlich die Mosellaner oder Amicisten um so ärger. Von diesen berichtet Laukhart in seinen Briefen über Jena (1793, S. 106 f.): „So wie Jemand in ihre Gesellschaft tritt, sollte man ihn gleich nach Neuholland einschiffen lassen; denn in eben dem Augenblicke scheidet er von aller Moralität und Sittlichkeit, die er, wenn es gut geht, unter der Zucht eines Korporals wieder erhält . . . Sie ist die Schule tüchtiger Raufer und Schläger und hat die Politik, sich immer gerade bei solchen Professoren einzuschmeicheln, deren Beifall sich vermindert hat. Bei diesen wird ein echter Mosellaner gewiß alle seine Kollegien hören. Im *Werben* brauchen sie, wenn andere Mittel nicht anschlagen, auch wohl Gewalt“⁹⁾

Ueberhaupt lief die ganze Richtung jener Vereine, „welche nur für diejenigen, von denen sie etwas zu fürchten hatten, geheim, für diejenigen dagegen, auf welche sich ihr schädlicher Einfluß erstreckte, öffentlich genug waren,“¹⁰⁾ den Bestrebungen Fichte's schnurstracks zuwider. Während er stetsfort auf die intellektuelle und moralische Befreiung und Verselbständigung der Individuen, auf ihre Erhebung zur höchsten Menschenwürde ausging, sah er in den Orden und Pflanzschulen intellektueller, moralischer und politischer Knechtschaft und schmachvoller Gemeinheit, weshalb er den Entschluß faßte und mit der ihm eigenen Energie auszuführen versuchte, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Hierzu schlug er nicht den seit 1767 von den Behörden zu wiederholten Malen, aber nie mit nachhaltigem Erfolg betretenen Weg des strengen gesetzlichen Verbotes und der Gewalt ein, sondern, ganz seinen Grundsätzen getreu, den der freien Ueberzeugung und Willensbestimmung. Wirklich brachte er es, besonders durch die Vorlesung, welche er gleich nach seiner Ankunft in Jena im Sommer 1794 unter ungemein zahlreicher und lebhafter Theilnahme der Studierenden über die Bestimmung des Gelehrten („Moral für Gelehrte“) hielt, sowie durch seinen ebenso freundlichen als gewaltigen Zuspruch in persönlichem Verkehr außerhalb des Hörsaals dahin, daß beschämt, überzeugt und von aufrichtigem sittlichem Eifer durchdrungen von den drei damals bestehenden Orden zwei sich freiwillig auflösten und vertrauensvoll dem hochverehrtem Lehrer ihre Studenten und Mitgliederlisten auslieferten. So war sein hochherziges und verdienstvolles Unternehmen bereits nahe daran, mit dem vollsten Erfolge gekrönt zu werden. Und dennoch scheiterte es, nicht sowohl an dem Widerstreben des dritten Ordens und der sich ihm zugesellenden Anhänger des Duells und der akademischen Freiheit alten Stils, deren „Beweis durch Steine“, nach Göthe's witzigem Ausspruch, „die unangenehmste Weise, von dem Dasein eines Nicht-Ich überzeugt zu werden,“ nicht geeignet war, das erschütterte Ansehen des Ordenswesens wieder herzustellen, als durch die Schuld des Prorektors, des Senats und der obersten

Landesbehörde, welche diesem unerhörten sittlichen Aufschwung ihrer akademischen Jugend nicht vollen Glauben und Vertrauen schenkend, durch unverzeihliches Zögern den rechten Zeitpunkt ungenützt verstreichen ließen. Aus derselben Ursache war ein im Wintersemester 1791/92 von mehr als 300 Landsmannschaftern gemachter Versuch, das Duellwesen durch vernünftige Ehrengesetze abzuschaffen, erfolglos geblieben. So erhoben, begünstigt durch den raschen Wechsel der akademischen Bevölkerung und die Wandelbarkeit des jugendlichen Sinnes, sowie andererseits durch die Macht der Gewohnheit, die Orden bald wieder ihr Haupt und bestanden trotz wiederholt eingeschärfter Verbote in der alten Weise fort bis zum Jahre 1809.

Trotzdem blieben die Bemühungen Fichte's nicht ohne bedeutenden Erfolg. Er selbst gibt in der „Rechenschaft an das Publikum über seine Entfernung von Jena“ im Sommer 1795 den dortigen Studirenden das Zeugniß, „daß bei der Mehrheit eine würdigere Denkart über das Geschäft des Gelehrten herrsche, als man sonst gewöhnlich antreffe, ein größerer Trieb, auch das zu lernen, was mit dem künftigen Amte nicht in unmittelbarer Beziehung stehe, mehr Liebe zu der Wissenschaft um der Wissenschaft willen, mehr Trieb zum Selbstdenken und Selbstarbeiten und überhaupt ein sichtbares Streben, sich in allen Stücken zur Selbständigkeit emporzuheben und nicht mehr Kinder, sondern Männer zu sein. Damit, fährt er fort, ist ein allgemeiner Eifer für den guten Ruf der Akademie bei Auswärtigen verknüpft, der, so viel ich weiß, nur noch auf ein oder zwei andern Universitäten herrscht. Es bedarf, glaube ich, weiter nichts, als daß die Dinge, welche dem Trefflichsten im Jüngling, dem Triebe nach Selbstthätigkeit, zuweilen eine falsche Richtung geben, entfernt und diesen Triebe in allen seinen Zweigen ein würdiges Ziel angewiesen werde: und sie würden bald aufhören, schlimmer zu scheinen, als sie sind, und durch ein musterhaftes Betragen die Flecken, die jetzt auf ihren guten Ruf gefallen sind, auswaschen.“

Hiermit hat Fichte wohl nicht zu viel gesagt. In der That zeichnete sich die große Mehrheit der jenenser Studenten jener Zeit durch wissenschaftlichen Fleiß, Begeisterung für alles Ideale, durch männliches Streben und eine ernste Haltung aus, und dieser gute Geist lebte noch ziemlich ungeschwächt, wenn auch minder allgemein in der Zeit fort, wo Theodor Müller seine Studien in Jena begann. – Doch that der in der Bestimmung der Hochschule begründete wissenschaftliche und sittliche Ernst der dem jenaer Studentenleben von jeher eigenen Jugendfrische und Heiterkeit durchaus keinen Abbruch, sondern steigerte und wehte sie nur und verlieh selbst den nicht seltenen Ausschweifungen der Ungebundenheit und des Muthwillens das Gepräge einer Harmlosigkeit, welche um so ungetrübter in jener Zeit erschien, wo noch keine patriotische Sorge und Bekümmerniß in die Gemüther der Jugend eingetreten war und noch kein wirkliches oder vorgebliches Mißtrauen der deutschen Kabinete die liberale weimarsche Regierung wider Willen zu kränkenden und den idealen Aufschwung der Geister niederdrückenden Maßregeln trieb. Das strebsame Jena blieb immerfort zugleich das lustige Jena, und zwar trieb Bruder Studium seine Belustigungen am liebsten öffentlich und mit einer gewissen Ostentation, welche alle äußern Rücksichten verschmähte und eine souveräne Verachtung der nichtstudentischen Welt, des Philisteriums, kundgab. Die Renommisterei war in Müllers Triennium wenn auch in etwas mildern Formen, doch noch ziemlich so stark im Schwange, wie zu Zachariä's Zeit. Das finstere Bramarbasiren mit dem täglich umgeschallten Raufdegen hatte zwar nach dem siebenjährigen Kriege aufgehört; dagegen blieben Fechtübungen und Commerce auf offenem Markte, massenhafte Kneipausflüge nach den benachbarten Flecken, Dörfern und Mühlen, Tänze, Fackelzüge, ernste oder scherzhafte Ständchen, mitunter Katzenmusiken mit obligatem Fenstergeklirr, pomphafte Ritte und Fahrten, besonders zum Theaterbesuch in Weimar oder zum Geleite (Komitate) eines ins Philisterium ziehenden Bruders, an der Tagesordnung; der Sommer brachte den Johannisfeuerjur, der Herbst den Schießbulk in den Weinbergen und Gelegenheit, dem geliebten Landesherrn ein Hasenbrätlein abzujagen, der Winter Schlittenpartien und Maskenzüge, der Prorektorwechsel Anlaß zu großartigen sympathischen und antipathischen Demonstrationen. Die Tage der Dürre füllte etwa ein Hospiz oder ein Thee-, Kafe- oder Chokoladensatz in einer

Privatkneipe aus, und solche Gelegenheiten waren es besonders, bei welchen sich noch am meisten das *utile* mit dem *dulce* paarte, indem Gesang und Becherklang, heitere Unterhaltungen und Scherze aller Art mit vorbereiteten oder improvisirten Vorträgen und gemeinschaftlichen Erörterungen über wissenschaftliche oder ästhetische Gegenstände wechselten.

V.

Einen neuen Inhalt und höhere Bedeutung erhielten diese zwar der Oeffentlichkeit entzogenen, aber nicht eigentlich geheimen, von dem förmlichen Vereinsleben der Orden und Landsmannschaften mehr oder minder unabhängigen Zusammenkünfte engerer Freundeskreise gerade in den Jahren, welche Th. Müller in Jena zubrachte, dadurch, daß in ihnen, zunächst freilich nur in schüchternen Weise und ohne alle Richtung auf bestimmte Thaten, die ersten Regungen des nach langem Todesschlaf wieder erwachenden *vaterländischen Geistes* sich äußerten, welchen die akademische Jugend Jena's wenige Jahre nachher durch ihre fast allgemeine Theilnahme an den deutschen Unabhängigkeitskriegen so rühmlich bethätigt hat.

Im Jahre 1810 befand sich *Napoleon* bereits auf dem Gipfel seiner Macht, Deutschland im Tiefpunkt seiner Erniedrigung. Die Gewaltstreiche des Rheinbund-Protectors wiederholten und steigerten sich in immer kürzern Zwischenräumen dermaßen, daß selbst der Schrecken, welchen sie bisher jeweilen erregt hatten, einer stumpfen Verzweiflung wich und Deutschland seine Schande und seine Noth mit dumpfem Schweigen trug. Ohnmacht oder Verzagtheit hielt jede laute Aeußerung des Schmerzes oder Unwillens zurück. Jena freilich war vergleichungsweise noch freier Boden zu nennen, sofern wenigstens der Herzog *Karl August*, obgleich er zur Rettung seiner Souverainetät im Dezember 1806 dem Rheinbunde beigetreten war, fortwährend echt deutsche Gesinnung und dem Kaiser der Franzosen den tiefsten Haß bewahrte und weit davon entfernt war, der Pflege und Aeußerung einer gleichen Gesinnung bei den jenenser Professoren und Studenten seinerseits irgendwie entgegenzutreten. Aber er war, wie damals alle deutschen Fürsten, nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause, um so weniger, je entschiedener und treuer er seine Gesinnung durch Wort und That kund gegeben hatte und je mehr demgemäß Napoleon ihm mißtraute und Haß mit Haß vergalt. In dem unglücklichen Kriege von 1806 hatte der Herzog von Weimar als General eines Kavallerie-Regimentes auf preußischer Seite gefochten und treu ausgehalten, bis der König selbst seine Sache aufgab, und nach Niederlegung der Waffen hatte er sich durch unzweideutige Zögerung der Demüthigung entzogen, welche der Kaiser ihm zudedacht hatte, indem er ihm zumuthete, in Berlin, später in Posen und Warschau persönlich vor ihm zu erscheinen. Auch hatte er sich nicht gescheut, zwei seiner preußischen Kriegskameraden, v. Wüffling und v. Ende, mit hohen Ehren in seinen Dienst zu nehmen und zu unterstützen. „Freimüthige Aeußerungen des Herzogs, mündliche und briefliche, mochten wohl nicht selten dem Kaiser kund geworden sein, die, je treffender sie waren, nur um so mehr verwunden mußten. Einen so ungebeugten Sinn, eine so hochherzige, uneigennützigte Verachtung jeder Anbequemung an Grundsätze und Absichten, die auf Deutschlands Erniedrigung hinzielten, hatte der Kaiser noch nie gefunden, mußte sie, aus seinem Standpunkt, unverzeihlich finden,¹¹⁾ und sein Argwohn gegen ihn ging so weit, daß er den Mordversuch, welchen im Oktober 1809 der Naumburger Staps bei der Parade in Schönbrunn auf ihn machte, von Weimar oder Berlin aus angestiftet glaubte. Demnach ist es nicht zu verwundern, daß das Spionirsystem, mit welchem er besonders seit dem wiener Frieden (Okt. 1809) Deutschland immer dichter umgarnt hielt, auch im Herzogthum Weimar eifrigst durchgeführt und schwer empfunden wurde. Dehnte es sich doch sogar auf das Theater aus, so daß *Gothe* verlangte, der Kanzler *von Müller* solle ihm bei der Leitung desselben zur Seite gestellt werden, um alle politisch bedenklichen Stellen zu unterdrücken. Ohne Zweifel würde Napoleon in den Aeußerungen seines Hasses noch weiter gegangen sein, wenn nicht der Erbprinz mit einer russischen Prinzessin verheiratet gewesen wäre. Zu Anfang 1812 schickte er einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in der Person des Barons von *Saint Aignan* nach Weimar, um im Fall eines Bruches mit

Rußland dort einen passenden Mittelpunkt der Beobachtung zu haben. Glücklicher Weise war das „ein Ehrenmann, welcher Alles aufbot, um den Argwohn und das Mißtrauen des Kaisers zu beschwichtigen.“¹²⁾

Einen ganz besonderen Haß aber hatte dieser auf die jenaer Universität geworfen, welche er als einen Hauptherd nationaler Umtriebe gegen seine Pläne betrachtete. In der That waren Professoren und Studenten meist gut preußisch gesinnt, was damals so viel galt als deutsch gesinnt. So fehlte es nicht an unangenehmen Reibungen mit den durchmarschierenden Franzosen und es wurde dem damaligen herzoglichen Kommissar von Müller oft sehr schwer, solche zu beseitigen und die Verdächtigungen zu widerlegen, welche gegen einzelne Akademiker vorgebracht wurden. Der bedenklichste Fall dieser Art, welchen Müller selbst a. a. O. berichtet, war folgender:

„Als am 2. April 1813 die Division holländischer und deutscher Truppen des Generals Durutte sich über Jena zurückzog und einen Rasttag daselbst halten wollte, war ihr Schrecken vor den Kosaken so groß, daß sie, einige dieser Gefürchteten auf der Spitze des nahen Hausberges zu erblicken glaubend, unverweilt und in ziemlicher Unordnung ihren Rückzug fortsetzten. Es verbreitete sich das Gerücht, daß einige muthwillige Studenten sich verkleidet und diesen Alarm veranlaßt hätten.“ Der bald darauf mit der neuen Hauptarmee von Westen heranziehende Kaiser, bei welchem dieses Gerücht vollen Glauben fand, wurde hierüber so wüthend, daß er, um ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung zu geben, ganz Jena niederzubrennen beschloß, und schon war er bei seinem Aufenthalt in Erfurt am 26. April im Begriff, die deshalb an den General Bertrand ausgefertigte Ordre zu unterzeichnen, als Müller, zu diesem Zweck an ihn abgesandt, ihn durch die wärmste Fürsprache und die freimüthigste Vorstellung der Folgen, welche ein solches Verfahren für ihn haben würde, davon abbrachte. Zuvor aber goß er gegen diesen die volle Schale seines Zornes aus, wobei er unter Anderm die Worte austieß: „Der Herzog ist der unruhigste Fürst in ganz Europa! Und euer Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden eurer Professoren, der revolutionäre Samen, den sie überall unter die Jugend ausstreuen!“ Auch wollte er sich anfangs nur dazu verstehen, die Einäscherung auf die Häuser der Professoren zu beschränken, und nur mit Mühe konnte er dazu bewogen werden, auch hiervon abzulassen, wobei er hinzufügte: *Mais qu'on fasse une bonne et bien sévère leçon, afin qu'ils se mettent bien dans l'esprit que d'un clin d'oeil je peux détruire pour jamais toute l'université. – Et en effet, que veulent donc tous ces idéologues, tous ces radoteurs? Ils veulent la révolution en Allemagne; ils veulent s'affranchir de tous les liens qui les attachent à la France. Savez-vous, vous autres Allemands, ce que c'est qu'une révolution? Vous ne le savez pas; mais moi, je le sais. J'ai vu ces torrents de sang inonder la France; j'y ai surnagé, et je ne veux pas souffrir que ces terribles scènes se renouvellent en Allemagne. Mais certainement, Messieurs, vous aurez la révolution, si je n'y mets pas bon ordre. Welche zarte Rücksicht! Kann es eine widerlichere Verbindung von Heuchelei und Unverschämtheit geben?*

Napoleons grimmiger Haß gegen die radotirenden Ideologen war übrigens sehr begründet. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß gerade die von Kant angeregte und von Jena aus fortgebildete und besonders durch Fichte verbreitete Idealphilosophie und die ihr so nahe verwandte Romantik, deren Wiege ebenfalls Jena gewesen war, wesentlich beigetragen haben zur Tröstung, Ermuthigung und Festigung der Gemüther während der Zeit des politischen Druckes und zu der patriotischen Begeisterung, durch welche Deutschland diesen abgeschüttelt hat. Den herrlichsten Beweis des thatkräftigen Wesens seiner Philosophie hatte Fichte selbst geliefert, als er 1808, zur Zeit der tiefsten Ohnmacht Preußens, in dem von den Franzosen besetzten und ihrer Willkür preisgegebenen Berlin, aller persönlichen Gefahr trotzend seine „Reden an die deutsche Nation“ veröffentlichte, welche ein deutscher Literarhistoriker (Hillebrand, die deutsche Nationalliteratur III, 236) treffend „den ersten Sieg Deutschlands über den allmächtigen Eroberer“ genannt hat. Und wie Fichte's Reden, so sind die meisten der damaligen Schriften, welche, auch ohne unmittelbare Verfolgung eines politischen Zweckes, zur Wiederbelebung des politischen Geistes in Deutschland mitgewirkt haben, von Anhängern der Idealphilosophie ausgegangen.

VI.

In Jena selbst war es vor Allen der wenige Monate vor der Schlacht im J. 1806 dorthin berufene Professor *Heinrich Luden*, welcher durch Schrift und mündliches Wort, in öffentlichen Vorlesungen und im vertraulichen Privatverkehr mit seinen Schülern das deutsche Nationalgefühl zu beleben und dem politischen Bewußtsein und Streben die entsprechende Richtung zu geben mit ausgezeichnetem Erfolg bemüht war. Sein gesinnungsvoller, geist- und phantasiereicher Vortrag fesselte und begeisterte eine ungemein zahlreiche Zuhörerschaft, und der Anklang, welchen im J. 1807 namentlich seine freimüthigen Kollegien über Geschichte bis auf die neueste Zeit, insbesondere über die vaterländische, fanden, erregte bei der französischen Kommandantur ernstliche Besorgnisse und veranlaßte dieselbe sogar, vor seinem Hörsaale Wachen aufzustellen. Unter solchen Umständen war er für die nächsten Jahre allerdings zu einer gewissen Vorsicht gezwungen; aber bei seiner außerordentlichen rednerischen Gewandtheit wußte er diese zu beobachten, ohne der bezweckten Wirkung sonderlichen Abbruch zu thun. Zugleich bewährte er seinen ungebrochenen Muth durch die Herausgabe seiner „Ansichten des Rheinbundes“ (Göttingen 1808), einer durch echt deutsche Gesinnung und durch Freimuth hervorragenden Schrift, welche er, als die Göttinger Zensur sie zurückwies, in Jena, wo die Professoren damals noch Zensurfreiheit genossen, auf seine eigene Gefahr hin drucken ließ.

Von der Stimmung und Lebensweise in Jena während der traurigen Zwischenzeit von 1806–1812 hat Luden in einer nach seinem Tode veröffentlichten Schrift: „Rückblicke in mein Leben“ (Jena 1847. S. 200 ff.) eine so treue, anschauliche und lebendige Schilderung gegeben, daß eine wörtliche Mittheilung ihrer Hauptstellen wohl am besten dem Zwecke dieser Biographie entsprechen dürfte.

„Der fortdauernde Druck, der auf dem Leben lag und den Alle empfanden, Hohe und Geringe, reizte die ganze Spannkraft der menschlichen Seele zum Widerstand auf. Der Hohn des Friedens von Tilsit, die verachtende Weise, in welcher das Königreich Westphalen errichtet wurde, die Hin- und Herwürfelung von Land und Leuten aus dem vernichteten Reiche, das unwürdige Verfahren überall, die Demüthigung, die Kriecherei und Hündeleien – in der That es konnte nicht anders sein, die tiefsten Gefühle, die edelsten Leidenschaften mußten in jeder menschlichen Brust erwachen, die irgend etwas werth war.

„Sie erwachten. Aus ihnen ging eine schöne Reinigung der Sitten hervor; große Entschlüsse wurden gefaßt; jegliche Entbehrung ward leicht getragen; keine Entsagung wurde schwer, keine Aufopferung gescheut. Es begann sich eine Gemeinde edler Männer zu bilden, die ohne Bund eng mit einander verbunden und, ohne von einander zu wissen, von einem Gefühl ergriffen, von einem Grundsatz geleitet, von einem Entschluß durchdrungen war. Wenn Einer von dieser Gemeinde auf den Andern stieß, so erkannten sie sich sogleich und verstanden einander ohne Explikationen. Die Feigen und Schlechten traten betreten vor ihnen zurück, ohne die verrätherische Freude zu haben, schaden zu können.

„Bald schlugen helle Lichter der Hoffnung durch die Nacht der Zeit. Im Jahr 1808 wurde zwar das Gefühl der Noth, in welcher sich das ganze nördliche Deutschland befand, schwerer als zuvor, weil sich mehr und mehr das unermeßliche Unglück herausstellte und erwogen und gewürdigt werden konnte. Aber der Aufstand in Spanien bildete ein großes Gegengewicht. Beschämung und Begeisterung bemächtigte sich der Gemüther. Das Blut, das in Spanien vergossen wurde, strömte Feuer in die Brust des Deutschen. Und nichts, weder kriegerische Ereignisse noch diplomatische Künste, von Pracht und Schein umgeben wie bei der Zusammenkunft Alexanders und Napoleons in Erfurt, vermochte die Flammen zu löschen, wenn auch das Auflodern verhütet wurde. Hätte das Glück des Krieges 1809 im Anfang für Oesterreich entschieden, so würde schon damals geschehen sein, was vier Jahre später geschehen ist; Schills kühnes Unternehmen würde nicht wie ein Abenteuer ausgelaufen sein und keine fremde Macht würde sich rühmen dürfen, für Deutschlands Befreiung gekämpft zu haben. – Aber das Unglück vernichtete das Vertrauen nicht. Die

Schlacht von Aspern gab einigen Trost; die blutigen Kämpfe der Tyroler regten tief auf; die Vorgänge in Spanien unterstützten, und bei allen Gewaltsamkeiten, welche sich Napoleon in der Fülle seiner Macht dergestalt erlaubte, daß er selbst seine eigenen Werke einriß, stand die Ahnung fest, daß er nur um so schneller seinem Schicksal entgegenzueile, und zwar einem andern Schicksal, als, nach Göthe's Ausdruck, Roma an der Wiege ihres Königs gedacht hatte.

„Inzwischen hatte das Leben, das wir alle führten, einen eigenen Charakter bekommen, einen Reiz, der mich noch jetzt mit Wehmuth und Sehnsucht erfüllt. In sinnlicher Hinsicht lästig, streng, hart, arm an jeglichem Genuß; man gewöhnte sich an Entbehrungen; man gefiel sich in Entsagungen; man fühlte sich besser und stärker in dem Sieg über alle Neigungen; man erkannte die Wahrheit, daß derjenige immer reich ist, der seine Bedürfnisse zu befriedigen vermag. Je geringer und armseliger der sinnliche Genuß war, desto reicher und tiefer war der geistige und sittliche, der sich überall darbot. Alle Menschen waren klüger und besser, als sie früher gewesen, als sie sich später gezeigt haben. Freilich war es nur ein Gedanke, der sie ergriffen hatte: das Vaterland; aber dieser Gedanke schließt alle Ideen ein, die für des Menschen Bestimmung von Bedeutung sind; er erweckt die edelsten Gefühle und erzeugt die erhabensten Tugenden in jedem Menschen nach dem Maße seines Geistes, seiner Bildung, seiner Stellung. Man konnte mit dem Geringsten ein verständiges Wort sprechen, mit dem Vornehmsten ein zutrauliches und offenes. Jener wie dieser wußte, worauf es ankam. Jener sprach mit Festigkeit, Entschlossenheit, Gottergebenheit, dieser mit Bescheidenheit, Achtung, Wohlwollen. Aller Hochmuth, alle Hoffahrt, aller Dünkel, alle Eitelkeit, jegliche Anmaßung war verschwunden. Das Alter zeigte sich fest und mild, *die Jugend ernst und heiter*. Niemals ist die Gleichheit größer gewesen unter den Menschen. Aller rechtliche oder gesellschaftliche Unterschied war im Umgang und im Verkehr geschwunden; nirgends zeigte sich Anmaßung, nirgends Gekränktheit. Niemals sind die deutschen Fürsten mehr geliebt worden von ihren Völkern, weil ein jeder erkannte, wie sie selbst, daß auch sie zu ihrem Volke gehörten, daß sie mit ihrem Volke litten, daß sie, wenn sie auch persönlich den Druck der Zeit weniger empfanden, doch Kränkungen und Demüthigungen ausgesetzt waren, die wohl noch schwerer auf ihnen lasteten. Niemals ist der Adel weniger beneidet und angefochten worden, weil auch der Adel das Joch ebenso schwer auf dem Nacken fühlte als seine Nachbarn, Bürger und Bauern“.

So weit Luden. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dies aus der Erinnerung seiner spätern Lebensjahre gezeichnete Bild etwas idealer ausgefallen ist, als die Wirklichkeit mag ausgesehen haben, und daß es nur dem bessern Theil der damaligen Bevölkerung Jena's entspricht. Der eigentliche jenenser Philister blieb auch in jenen Jahren echter Philister: engherzig, eigennützig bis zur Habsucht und Prellerei, verzagt und ohne lebendigen Sinn für vaterländische Ehre und Selbständigkeit. Hörte doch Luden selbst einst im J. 1813 einen ehrsamem Bürger von Jena auf der Gasse seinem Nachbar zurufen: „Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut. Die Franzosen sind fort; die Stuben sind gescheuert; nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen.“

Auch unter der akademischen Jugend war, wenigstens 1810, als Theodor Müller nach Jena kam, von echtem deutschen Patriotismus noch wenig zu spüren, und was davon wirklich vorhanden war, wagte sich bei dem Drucke, welchen das französische Spionage auf die Gemüther ausübte, kaum anders als in der oben angedeuteten Weise, durch gelegentliche Klagen oder Verwünschungen innerhalb engerer Freundeskreise zu äußern.

Das eigentliche Verbindungswesen der Studenten war in jener Zeit der Wiederbelebung eines freien und nationalen Geistes meistens nichts weniger als günstig. Die Vereinigung in *Landsmannschaften*, welche gerade seit 1807 immer mehr die Oberhand über die streng verbotenen Orden gewannen, nährte jenen kleinlichen und engherzigen Sondergeist, der von jeher an dem politischen Unglück Deutschlands einen so großen Antheil gehabt hat. Auch gingen die meisten der alten Uebel, welche sich in den Orden oder durch sie

fortgepflanzt hatten, nachdem diese bis zum Jahr 1810 vollends unterdrückt worden waren, auf die zum Theil aus alten Ordensmitgliedern gebildeten Landsmannschaften über.

Der Hauptgrund der Unterdrückung der Orden war nicht sowohl die in ihnen herrschende Immoralität als die damalige politische Lage Deutschlands. Es war die Zeit der Rheinbundstiftung und des durch sie thatsächlich bis zu unwiderstehlicher Herrschergewalt gesteigerten französischen Einflusses. Napoleon I., in der deutschen Geschichte sowie über den Charakter der Deutschen sehr wenig unterrichtet und erfüllt von dem aller Gewaltherrschaft eigenen Mißtrauen, haßte alle Geheimbünde ohne Unterschied, weil er allen den gleichen Zweck vertraute, die Erhaltung früherer Zustände gegen die neue Ordnung der Dinge, welche er in Deutschland durchzuführen gedachte. Die von ihm abhängigen Mitglieder des Rheinbundes begünstigten daher mehr oder weniger das Wiederaufleben der alten Landsmannschaften in einer zeitgemäßen und laxeren Form. Wenigstens duldeten sie eher das Zusammenleben der Studenten je nach ihrer Heimat, wogegen die fremde Polizei weniger einzuwenden hatte als gegen die bei ihrer Geheimthuerei um so mehr politischer Zwecke verdächtigen Orden.

Abgesehen von der Gemeinschaft der Heimat, welche übrigens nicht überall strenge Bedingung der Mitgliedschaft war, unterschieden sich, wie bereits angedeutet worden ist, diese neuen Landsmannschaften nicht wesentlich von den Orden; wir finden bei ihnen die Hauptzwecke und die meisten Sitten der letztern, höchstens etwas modifizirt, wieder. Vor Allem stimmten sie mit denselben überein in der Pflege der Freundschaft und Geselligkeit und in der Verpflichtung zur kräftigsten gegenseitigen Unterstützung selbst über die Studienzeit hinaus. Demgemäß war auch das Duell zwischen Mitgliedern derselben Landsmannschaft nicht erlaubt, während es zur Erhaltung eines anständigen Tons unter der Studentenschaft allen andern „honorigen Burschen“ gegenüber ausdrücklich geboten war. Renommistische Kränkungen und Herausforderungen waren zwar verboten; doch verlor auch jetzt noch die Ausfechtung einer großen Anzahl von Zweikämpfen ein gewisses Ansehen. Ebenso blieb die Wahrung der akademischen Freiheit und des Ansehens nach außen einer der Hauptzwecke und hiermit besonders pflanzte sich zugleich das Hauptübel der Orden, die Beeinträchtigung der individuellen Freiheit fort. Allen Mitgliedern ward bei der unter feierlichen Formen stattfindenden Aufnahme der strengste Gehorsam gegen die Verordnungen des Seniors und der übrigen Chargirten, welche die vollziehende und die richterliche Gewalt besaßen, sowie die strengste Beobachtung des „Comments“ auferlegt, und die „Wilden“ waren von der Ausübung einzelner Rechte ausgeschlossen. So durften sie z. B. zwar an allgemeinen Studentenfesten theilnehmen, aber nur im Anschluß an eine Landsmannschaft; die Anordnung aller Feierlichkeiten behielten sich diese allein vor. Auch war die spezifisch studentische Weise der Geselligkeit, insbesondere das burschikose Kneipen mit seinen Wunderlichkeiten und Rohheiten nur innerhalb der Verbindungen aufs vollständigste und schärfste ausgeprägt zu finden. Das Schlimmste aber war wohl das alte Streben der einzelnen Verbindungen nach Vorherrschaft vor den übrigen. Hieraus entstanden bald wieder Reibungen, welche nicht nur zu massenhaften Zweikämpfen, sondern sogar zu den rohesten Prügeleien zwischen ganzen Landsmannschaften und zum strengsten Einschreiten der akademischen Behörde führten. So fanden sich schon 1809 alle seit 1807 entstandenen Landsmannschaften, mit Ausnahme einer einzigen, der Westphalen, gedrungen sich aufzulösen, und wenn auch die meisten (Sachsen, Franken, Thüringer) sich bald darauf aufs neue konstituirten, so traten doch schon im Sommer 1810 wieder heftige Unruhen, Händel und nothgedrungene Auflösungen ein. Den Hauptanlaß hierzu gab derjenige Kreis von Studierenden, welchem gleich nach seiner Ankunft in Jena Theodor Müller sich zugesellte.

VII.

Seinen Einzug in Jena hielt Müller an einem sonnig heitern und daher freudig als Omen angenommenen Apriltage in Gesellschaft eines frühern Schulkameraden, *Fr. Rose*, welcher sich, von Stettin her ihm innig befreundet, in Berlin, wo er das Studium der Medizin

begonnen, an ihn angeschlossen hatte. Rose war hüftlahm und überhaupt schwächlich und gebrechlich, Müller ungemein fein und zart gebaut, hatte ein fast knabenhaftes Aussehen und einen wackeligen, vorwärts geneigten Gang; beide, des Chirurgus Sohn und der des Kanzleikopisten, verriethen in ihrer Miene ein schüchternes, ja scheues Wesen, welches zu überwinden der sich ihnen darbietende Anblick nichts weniger als geeignet war. Die Straßen in der Nähe der Stadt und in dieser selbst waren ungemein belebt durch Studenten, welche sich in glänzenden, imponierenden Wicks geworfen und aufgemacht hatte, die zum Beginn des Semesters ankommenden Füchse, den gehofften Zuwachs für ihre landsmannschaftlichen Verbindungen, sofort in Augenschein und aufs Korn zu nehmen. Da schüttelte wohl mancher Bursche lächelnd das bemooste Haupt oder zuckte die Achseln über das von Dornburg her einziehende Paar, welches in seiner äußern Erscheinung so auffallend zusammenpaßte.

Mit hellem, herzlichen Jubel aber wurden die mißachteten Ankömmlinge von mehrern alten Strelitzer Schulgenossen, von *Fr. Zander*, *K. von Behr* und *Fr. Horn* empfangen, welche ihnen auf die frisch erhaltene Kunde von ihrer bevorstehenden Ankunft auf dem Wege nach Löbstädt entgegengekommen waren, und sofort zogen sie Arm in Arm auf den altehrwürdigen Burgkeller, wo die von beiden Seiten heißersehnte Wiedervereinigung mit Sang und Klang gefeiert wurde. Dort wurden sie bald auch mit einer Anzahl anderer Mecklenburger bekannt gemacht, welche meist um dieselbe Zeit von andern heimatlichen Gymnasien oder von Hochschulen, namentlich von Berlin und Göttingen, nach Jena gezogen, ohne noch eine förmliche Landsmannschaft zu bilden, brüderlich zu einander hielten und den *Burgkeller* zu ihrem Hauptquartier erkoren hatten. Es waren fast lauter kräftige, feurige und lebenslustige, in ihren Sitten zum Theil rohe und mit einer starken Dosis Sinnlichkeit begabte, aber zugleich für höhere geistige Interessen empfängliche und einer ausdauernden Begeisterung dafür fähige Jünglinge, welche mehr die Aussicht auf ein freieres Burschenleben als der Ruf der akademischen Lehrer angezogen hatte. Der heitere und herzliche Ton, welcher unter ihnen herrschte, überwand die erste Scheu, welche den schwächlichen und unscheinbaren Müller in der Nähe so gewaltiger Gesellen beschlich, und die Losgebundenheit von den konventionellen Formen des gesellschaftlichen Lebens der Philisterwelt, welche ihm von seiner Vaterstadt her aufs äußerste verhaßt waren, machte, daß er sich bald in dem neuen Kreise so heimisch und behaglich fühlte wie nie zuvor. Auch war er bald der Liebling seiner Kameraden und überhaupt von allen Leuten, mit denen er zusammenkam, gern gesehen, da er überall mit aufrichtiger Bescheidenheit auftrat, und nicht renomnistisch für etwas gelten wollte, was er nicht war. Schon sein freundlicher Morgengruß nahm für ihn ein; man merkte es seinem lieblichen Blick und Ton an, daß er von Herzen kam. Zugleich machte der Genuß, den er in dem Zusammenleben mit seinen alten und neuen Freunden fand, ihn zu einem fleißigen und ausdauernden Zechgesellen, und als solcher war er stets hochwillkommen. Zwar hatte er nur einen schlechten Magen und durfte selten ungestraft über den Durst trinken; aber schon ein für mittelmäßige Kapazitäten bescheidener Trunk versetzte ihn unter vertrauten Kameraden in die heiterste und lustigste Stimmung, in welcher er von Humor und Witz übersprudelte. Daneben tauchten von Zeit zu Zeit die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher und ästhetischer Studien auf, wobei er sich ebenso wie bei den tollsten Einfällen beständig der plattdeutschen Sprache bediente. Der seltene Umfang und die Gründlichkeit seiner Bildung, sowie der Feuereifer, welcher sich in seinen geistigen Bestrebungen kundgab, erwarb ihm unter seinen Kameraden bald ein ungemeines Ansehen, und die oft an den wandsbecker Boten erinnernde humoristische Selbstverspottung, mit welcher er gerade die Aeüßerung seiner tiefsten und gehaltvollsten Gedanken zu begleiten pflegte, konnte nur dazu beitragen, ihn in ihrer Achtung zu heben. —

Fand so in dem Kreise seiner Landsleute schon Müllers Geselligkeitstrieb reichliche Befriedigung und mehr als bloßen Ersatz für das, was er daheim zurückgelassen hatte, so ward die reizende *Umgebung Jena's* für ihn vollends die Quelle neuen, vorher kaum geahnten Genusses. Sein ungemein lebendiger Sinn für die Schönheiten der Natur,

besonders für romantische Berggegenden, hatte in seiner Heimat, in den mit Fichtenwäldern, kleinen Seen und niedern Hügeln ausgestatteten Sandebenen des südöstlichen mecklenburger Landes, über welches er bis dahin nicht hinausgekommen war, eben keine sonderliche Nahrung gefunden. War er schon entzückt gewesen, wenn er mit seinem Freunde Alex. v. d. Osten die Odyssee auf dem weisdiner Schloßberge lesen konnte, wie mußte ihm erst zu Muth werden bei dem Anblick und der Besteigung der mit ehrwürdigen Burgtrümmern geschmückten Höhen, welche hier steil und felsig, dort sanft abfallend und mit Wäldern, Wiesen, dichtbewachsenen Obstgärten oder Reben bedeckt, den lieblichen Saalegrund nördlich und südlich von Jena einschließen und abwärts über Dornburg und Kamburg bis Kösen und Naumburg, aufwärts bis Rudolstadt und Schwarzburg dem rüstigen Wanderer eine reiche Fülle wechselvoller Aussichten darboten. Eine leidenschaftliche Wanderlust ergriff ihn. Unbändig und unermüdlich trotz seines zarten Körperbaues schwang er sich hinauf zu den lockenden Ruinen der Kunitz, des Hausberges, der Lobeda und wieder hinab zu den bescheidenen Herbergen freier und fröhlicher Akademiker in Ziegenhain, Lichtenhain und Wöllnitz, dann wieder gen Zwätzen und gen Burgau und weiter gen Dornburg und Kamburg oder Köstritz, gen Kahla oder gen Ammerbach und Winzerla trieb's ihn, die leichte Luft der neuen Freiheit einzuatmen und den erhitzten Gaumen in dem Dünn- oder Starkbier der verschiedenen Dorfbräue abzukühlen. Nicht selten machte er, wo möglich entlegene Pfade einschlagend und neue aufsuchend, solche Ausflüge allein, wie denn überhaupt auch in Jena neben seiner Liebe zur Geselligkeit der von der Knabenzeit in ihm wurzelnde Hang zur Einsamkeit sich von Zeit zu Zeit geltend machte. Und wenn er dann still versunken in den Anblick der schönen, weiten Natur auf dem Gipfel eines Berges stand, dann war er, wie er in späteren Jahren noch oft versicherte, frömmer und reiner gestimmt als in der Kirche beim Anhören der vortrefflichsten Predigt, und er konnte oft lange nicht aufhören, zu jubeln und zu weinen, „himmelhoch zu jauchzen, zum Tode betrübt.“-

Aber unendlich weit wurde ihm das Herz auch, und im schwungvollsten Rhythmus schlugen seine Pulse, wenn er zum Schluß einer solchen Wanderung umgeben von zwanzig und einigen Landsleuten niedersaß zum burschikosen *Gelage* und bei dem feierlichen Klange schwungvoller Freundschafts- und Vaterlandsgesänge die Hände der Zecher sich zu inniger Verbrüderung zusammenschlossen. Dazu trieb er oft, unbeschadet der ersten Grundstimmung, in Wort und That die ausgelassensten Possen. Und wenn sich dabei zuweilen der Unmuth über den fremden Bedränger des Vaterlandes in Spott und Hohn, in muthwilligen Witzen und exzentrischen Verwünschungen Luft zu machen wagte, so war Freund „Hühü“ sicherlich nicht der Letzte. Fast ebenso sicher aber war dabei sein letztes Wort ein witziger Spott über die Spötter und vor Allem über sich selbst.

Je beengender und prosaischer die Verhältnisse gewesen waren, in welchen Müller daheim gelebt hatte, desto weniger kann es verwundern, daß er das flotte jenenser *Burschenleben* je länger je mehr lieb gewann oder, wie er selbst sich ausdrückte, „süffig“ fand. „Nur der freie Mensch lebt glücklich und nur der jenenser Student ist ein freier Mensch,“ so lautete der bündige Kettenschluß, in welchen wenige Monate nach Beginn seiner akademischen Laufbahn sein Enthusiasmus auslief.¹³⁾ Und wie er Alles, wofür er sich einmal begeistert hatte, ganz haben oder sein wollte, so kannte er nunmehr kein schöneres Ziel, als ein Bursche zu sein im echtsten und vollsten Sinne des Wortes. Hierfür war aber damals noch eins der ersten Erfordernisse eine gewisse Vollkommenheit in der Kunst den Schläger zu führen. Auch diese gedachte Müller durch eifrigen und festen Willen zu erzwingen; er besuchte fleißig den Fechtboden, und hatte sogar das Glück, daß sein Freund und Landsmann *Zeller* aus Penzlin, nach dem Urtheil der Zeitgenossen der beste Stoßfechter, den Jena vielleicht je gesehen, sich seiner ganz besonders annahm und ihm täglich Unterricht in der edeln Kunst ertheilte. Diesmal aber hatte der kleine Müller sich sehr vermessen. Trotz der redlichsten Anstrengungen wollte der schwache Arm nicht genügen; er machte zum großen Verdruß seines wackern Lehrers „herzlich schlechte Fortschritte“. Sobald er einsah, daß er auf diesem Felde nie Lorbeern pflücken werde,

machte er sich selbst über sein vergebliches Bemühen lustig und goß den drolligsten Spott über den Widerspruch zwischen seinem Wollen und Können aus. Um so nachsichtiger erkannten seine forschenden Kameraden ihn trotz eines so wesentlichen Mangels in der von ihm so hoch gehaltenen Würde eines echten Burschen an, und um so sorgsamer schützten sie ihn vor jeder Verunglimpfung durch Andere. Einer solchen war er freilich insofern wenig ausgesetzt, als kein Renommist sich in einem Zweikampfe mit dem schwächlichen Kerlchen irgend welche Ehre erwerben konnte; aber sein Aussehen war nur zu sehr geeignet, ein unwillkürliches Lächeln oder Spötteln hervorzurufen. Denn er, der Erzfeind und Verhörer aller konventionellen Form und feineren Mode, hatte sich nicht enthalten können, bald nach seiner Ankunft in Jena das niedliche, zarte und wackelige Körperlein gar possirlich in die damals in Jena vorherrschende *Burschentracht* einzuhüllen. Für den sogenannten großen Wuchs konnte freilich der bescheidene Wechsel nicht ausreichen. Zu Stürmer oder Dreimaster, Kanonen und Pfundsporen, goldgesticktem Uniformrock oder Koller mit zierlichem Aufschlag verstieg Müllerchen sich um so weniger, als er darin die verstimmende Absicht gewährte, durch etwas Aeußeres zu glänzen. Dagegen ward sofort ein gelber Flauschrock mit großen weißen Metallknöpfen und einem Sammetkragen, von dessen Farbe sich später nicht mehr enträthseln ließ, ob sie ursprünglich braun oder hellgrün gewesen, das alltägliche Ehrenkleid für Sommer und Winter und blieb es nicht nur bis zum Ende der Studentenjahre, sondern noch tief in die Zeit des Philisteriums hinein, ein unschätzbares Kleinod der Erinnerung an die durchlebten Burschenfahrten. Eine mit güldener Latze umbräunte rothe Kappe aber deckte, etwas nach der linken Seite geschoben, das blonde Krausköpfchen mit der lustig schmunzelnden Miene, während ein mächtiger Ziegenhainer in der Rechten aller Welt verkündete, daß jede widerwärtige Menschenfigur sich entsetzt in den Staub zu werfen habe vor dem auftauchenden Mitgliede der *Vandalia*.

VIII.

So lautete nämlich der Name der Landsmannschaft, zu welcher Müllers Landsleute und Genossen gleich zu Anfang des Sommersemesters 1810 sich zu konstituiren gedachten. Mutterverein und Vorbild war eine seit einiger Zeit in *Berlin* bestehende *Vandalia*, welcher wir hier um so mehr einige Worte widmen müssen, da der aus ihr nach Jena verpflanzte Geist in seinen wichtigsten Elementen gerade bei Th. Müller den lebhaftesten Anklang und den freiesten Eingang fand. Hauptstifter und Beförderer dieser Landsmannschaft war ein gewisser *Eichhorn* gewesen, ein Sohn des als Orientalist und Geschichtschreiber berühmten Göttiger Professors, nach diesem der „Prorektor“ zubenannt bis an den Schluß seiner Erdenzeit, welche er, der ewige Student, zuletzt als Doktor in Göttingen mit beständig ab- und zugehenden Studenten verlebte. Diesem waren die Mecklenburger durch seinen häufigen Aufenthalt bei einer in Neustrelitz verheirateten Schwester ganz besonders lieb geworden und sie schlossen sich daher auch später in Göttingen gern an ihn an, der sie immer gastlich aufnahm und ihnen freundlichst die Rauchherde einer seltenen Auswahl von Meerschaumköpfen zur Benutzung darbot. Ueber den Ursprung des Namens *Vandalia* erzählte man sich, Prorektor Eichhorn habe in Berlin einem Mecklenburger bei einer Paukerei sekundirt; trotz aller Tapferkeit und Gewandtheit sei dessen Blut geflossen und zwar so reichlich, daß ein Zeuge ausgerufen habe: „Der Kerl blutet ja wie ein Vandal!“ Dieses Wort sei als bedeutungsvolles Omen festgehalten und als Ehrenname von Eichhorn zur Bezeichnung der von ihm gestifteten Verbindung der Mecklenburger erhoben worden.

Die *Vandalia* hatte Anfangs zwar den allen damaligen Landsmannschaften gemeinsamen Zweck des engern, ein fröhliches Burschenleben und Ansehen unter der Studentenschaft fördernden Zusammenhaltens der durch besondere Landessitte, Mundart und sonstige Eigenthümlichkeiten schon verbundenen Glieder des germanisirten Stammes auf deutschen Universitäten und konnte eben deshalb auch das Uebel einer landsmannschaftlichen Absonderung und Gefährdung des unbeschränkten wissenschaftlichen und sittlichen Verkehrs im akademischen Leben nicht völlig von sich entfernt halten; doch war schon bei

ihrem Entstehen in Berlin nicht zu verkennen, daß die Zeit mit ihrem Sehnen und Verlangen nach der unheilvollen Schlacht von Jena in der Hauptstadt des arg beschnittenen und tief gekränkten preußischen Staates einen mächtigen Einfluß auf sie gewann. Die Schriften und Reden eines Arndt, Jahn und Fichte erweckten und belebten in jenen Berliner Vandalen den nur zu lange erstorbenen Sinn für deutsches Volksthum; das Beispiel der Spanier sowie die Thaten oder Thatversuche eines Schill und Dörnberg und mehr noch des ganzen Tyrolervolkes entzündeten in ihnen eine glühende Begeisterung für Abschüttelung des fremden Joches und Herbeiführung ehrenvollerer Zustände im gesammten deutschen Vaterlande. Dieser Geist wurde fort und fort gepflegt und ausgebildet durch die stille Wirksamkeit des die einstige Erhebung Deutschlands im gekräftigten Preußenthum anstrebenden *Tugendbundes*. So setzte sich in jener Berliner Studentenverbindung ein patriotisches Sinnen und Streben fest, welches sie mit dem Nimbus geheimnißvoller Entwürfe umhüllte. Was gerade bei den Mecklenburgern nicht wenig zur Steigerung des Patriotismus und Franzosenhasses beitrug, war die Anhänglichkeit an das „angestammte Fürstenhaus“. Der Schweriner harrete sehnsüchtig der Zeit, wo er die Schmach der Vertreibung seines Landesvaters Friedrich Franz rächen könne, und den Strelitzer stachelte das Mitgefühl mit dem stillen Grame seines ehrwürdigen Herzogs Karl über das frühe Dahinwelken seiner herrlichen Tochter Louise, welcher mehr noch die allgemeine Noth und Schmach des Volkes als die persönlich von Napoleon erfahrenen Demüthigungen und Kränkungen das Herz gebrochen hatten. Daß unter den geheimen Leitern des Tugendbundes neben Männern, welche aufrichtig das Volkswohl im Auge hatten, auch solche thätig waren, denen es nur um die Herstellung oder Sicherung ihrer alten, durch die französischen Einflüsse und Eingriffe abgeschafften oder bedrohten aristokratischen Vorrechte zu thun war; daß diese die patriotische Wiedererweckung des Volkes, die Kräftigung des Nationalgefühls bereits mit den reaktionären Hintergedanken betrieben, deren Verwirklichung später, nach dem siegreichen Kampfe für Herstellung der äußern Unabhängigkeit, nur zu sehr gelungen ist; daß man von oben herab nicht nur von einem gemeinsamen deutschen Vaterlande, sondern auch von Freiheit zu reden erlaubte, um hinterdrein jenes nur um so jämmerlicher zu zerstückeln, diese um so schonungsloser den Interessen der fürstlichen Dynastien sowie des Geschlechts- und Geldadels zu opfern – das merkte oder bedachte in ihrer aufrichtigen patriotischen Begeisterung am allerwenigsten die ohnehin im Punkte der politischen Freiheit nicht sehr verwöhnte Jugend, und bei der verhältnißmäßig gewiß sehr geringen Anzahl von aufrichtigen und zugleich hellsehenden Männern des Fortschrittes, welche wirklich damals schon das Treiben und Hetzen so mancher plötzlich auftauchenden vornehmen Patrioten mit Mißtrauen betrachteten, überwog der Gedanke, daß der erste Schritt und die unerläßliche Bedingung zur Förderung der innern politischen Freiheit nur die nationale Selbständigkeit sein könne, mithin dem Gedanken an diese für den Augenblick alle andern Rücksichten weichen müßten.

Napoleon selbst hatte in seiner kaum begreiflichen Verblendung dieser Anschauungsweise und Stimmung den größten Vorschub geleistet und das deutsche Volk zu dem innigen Anschluß an seine großentheils bereits gerechter Verachtung anheimfallenden Fürsten gedrängt, welcher das einzig mögliche, aber zugleich auch unfehlbare Mittel zu seinem Sturze war; denn bei aller Inkonsequenz der in Deutschland verübten Gewaltthätigkeiten, welche die Leute dahin gebracht hatte, sich über nichts mehr zu verwundern, hatte er doch immer fest ein Ziel im Auge behalten: Vernichtung der deutschen Nationalität, und die Rücksichtslosigkeit und rohe Leidenschaftlichkeit, mit welcher er dieses Ziel verfolgte, mußte gerade die der bezweckten entgegengesetzte Wirkung hervorbringen: nationale Entrüstung und Ermannung. –

Hinwieder war auf deutscher Seite eine der natürlichsten Wirkungen und zugleich einer der wirksamsten Hebel des damaligen nationalen Aufschwungs die meist mit religiöser Mystik verschlungene, in der geistigen Anschauung der idealisirten bürgerlichen Verfassungen, der gesellschaftlichen Einrichtungen und Sitten des Mittelalters sich weidende *Romantik*. Die historische Berechtigung und eine gewisse gute Wirkung dieser merkwürdi-

gen literar- und kulturhistorischen Erscheinung in Abrede zu stellen, fällt wohl keinem Unbefangenen mehr ein. „Es war,“ um mit Th. Müller's eigenen Worten¹⁴⁾ zu reden, „jene Zeit, wo Deutschland unter Napoleons Scepter stand, wo der denkende Geist aus der drang- und schmachvollen Gegenwart, von einer drohenden Zukunft geschreckt, sich gern in die Vergangenheit, in des Vaterlandes Vorzeit flüchtete.“ Freilich trug die Romantik schon damals wenigstens die Keime der Entartung in sich, in welcher sie nachmals ihre mittelalterlichen Ideale ins wirkliche Leben einzuführen sich bemühte und sich zur geschäftigen Dienerin der politischen Reaktion, besonders im feudalistischen und hierarchischen Sinne hergab.¹⁵⁾ Die von dieser Seite her drohende Gefahr merkte unser harmloser Freund Theodor, indem er der Romantik mit aller Kraft seiner Phantasie und seines Gemüthes huldigte, ebenso wenig wie seine Universitätsgenossen, welche den von uns geschilderten Geist der Berliner Vandalia unmittelbar oder mittelbar mit nach Jena hinüber brachten und seine Pflege und Fortpflanzung dort durch Gründung einer ähnlichen Landsmannschaft um so sicherer zu fördern gedachten.

In der That war der *genius loci*, wie wir gesehen haben, der Entwicklung eines thatkräftigen deutschen Patriotismus wohl nirgends günstiger als in Jena, an der Stätte, wo von Anbeginn und mehr als je zuvor unter der Aegide des freisinnigen, humanen und hochherzigen Herzogs Karl August der echt protestantische Geist freier wissenschaftlicher Forschung Lehrer und Schüler durchwehte, jede beengende und schmachvolle, den Geist umdüsternde und das Herz abschwächende äußere Autorität kühn abwehrend und verwerfend, und besonders seit Fichte's Auftreten aufs Innigste verbunden mit der Verselbständigung und Kräftigung des eigenen Willens; – wo Schiller so gewaltig den Flammberg geschwungen hatte für Wahrheit, Recht und Freiheit; – wo von der nahen Schwesterstadt Weimar herüber durch einen Göthe, Herder und andere die herrlichsten Blüten nationaler Poesie frisch duftend und belebend in das akademische Leben der Jugend gehaucht wurden und in ihr mit einem gerechten Stolz auf die Werke deutschen Geistes zugleich den Entschluß anregen mußten, sich zu verbinden zum wachsenden und dauernden Ruhm des gemeinsamen Vaterlandes; – wo nicht nur vom Katheder herab der beredete Mund gesinnungsvoller und durch die unmittelbaren Erlebnisse der letzten vier Jahre entrüsteter Lehrer, wo selbst die Gipfel der nahen Berge Zeugniß gaben von dem alten Ruhm und der neuen Schmach des deutschen Namens. Da wies der weinumrankte, scheidelgraue „Landgraf“, mit dem Namen des Napoleonsberges geschändet, zur Einigung der vereinzelt deutschen Stämme und Staaten und zur Rache mahnend hinaus auf das blutige Feld der äußersten Demüthigung eines deutschen Heeres, auf das „Rauhthal“ mit seinen Engen und Schluchten, durch welche erkaufter oder erzwungener Verrath die fremden Schaaren in den Rücken des umnebelten Preußenheeres geführt hatte, auf den von den Schauern der Zwingherrschaft erglühten Brandplatz inmitten der friedlichen Stätte des Aufbaus freier und klarer Wissenschaft.

Welch ein gewaltiges Hinderniß der Entwicklung des Nationalgeistes dagegen der Sondergeist und die gegenseitige Eifersucht war, die in den damaligen jenenser Landsmannschaften wurzelte und beständig genährt wurde, das bewährte sich gerade recht auffallend an den die Fortpflanzung der Berliner Vandalia aufstrebenden mecklenburger Genossen, welchen sich, wie gesagt, gleich von Anfang Theodor Müller anschloß. Ueber den engherzigen und antinationalen Grundsatz einer strengen Beschränkung der zu stiftenden Verbindung auf die nächsten Landsleute waren sie freilich ebenso hinaus, wie die Landsmannschaft der Sachsen, welche an die Spitze ihrer Konstitution u. A. den Satz gestellt hatte: „Nur der *Freund* kann unser Bruder sein; ob wir mit ihm ein Vaterland theilen, ist weniger zu beachten, da Freundschaft inniger bindet als Vaterland.“¹⁶⁾ Gesinnungsverwandte aus allen Ländern deutscher Zunge waren ihnen willkommen und wurden unbedenklich aufgenommen, wie z. B. der vor einigen Jahren als Professor der Theologie zu Dorpat verstorbene Livländer *Walther*, welchen nach Vollendung seiner Studien in Dorpat und Heidelberg die Begeisterung für die deutsche Sache noch nach Jena und in den Kreis der Vandalen trieb, und der als Geschichtschreiber bekannte Schweizer

Anton von *Tillier*, welchen Th. Müller's Strelitzer Schulkamerad K. von *Behr* aus Genf zu den geschichtlichen Vorträgen Luden's herübergezogen hatte. In ihrem ganzen Verhalten aber zeigte sich noch eine ziemlich starke Beimischung unlauterer landsmannschaftlicher Bestandtheile, von denen sie sich erst allmählich reinigen mußten, um zu werden, was sie nachmals wirklich geworden sind: *die Vorgänger und Begründer der ersten Burschenschaft*. Sie legten noch ein viel zu starkes Gewicht auf die alten Konvenienzen des Verbindungslebens und theilten die Vorurtheile jener Zeit, namentlich in Betreff des Ehrenpunktes und der Erledigung desselben durch den Zweikampf. So kam es, daß sie mehrere Semester hindurch von den übrigen Verbindungen ganz in den Strudel des altlandsmannschaftlichen Treibens hineingezogen wurden, über der pedantischen Wahrung studentischen Formenkrams ihr ursprüngliches Ziel fast aus den Augen verloren und in ihrem Leben das auffallendste Widerspiel des nationalen Geistes darstellten, welchen sie hatten pflegen und verbreiten wollen.

IX.

Im Jahr 1809 waren nur wenige Mecklenburger in Jena gewesen und diese hielten sich meist zu der Landsmannschaft der Westphalen, namentlich *Wachenhusen*, ihr Senior, die Gebrüder *Franke* aus Schwerin und *Funke* aus Neubrandenburg. Im Frühjahr 1810 erhielten zwar von verschiedenen Seiten, namentlich von Berlin her, die nicht in die Westphalia eingetretenen Mecklenburger, zu welchen außer Müllers alten Kameraden Friedr. und Ludw. *Zander*, K. von *Behr* und Friedr. *Horn*, namentlich U. J. F. *Darjes* (gegenwärtig Pfarrer in Rethwisch bei Doberan) und der oben bereits erwähnte Fechtvirtuose *Zeller* aus Penzlin gehörten, einen nicht unbedeutenden Zuwachs an Landsleuten. Als sie sich aber mit diesen zusammen als Vandalia konstituiren wollten, verweigerten ihnen zunächst die Westphalen, welche sie gern in ihre Verbindung hineingezogen hätten, die Anerkennung, und ihrem Beispiel folgten, mit Ausnahme der Sachsen, die übrigen Landsmannschaften: Thüringer, Altenburger und Franken. Ein gleiches Schicksal hatten die Kurländer, deren Zahl sich ebenfalls um diese Zeit von andern Universitäten her vermehrt hatte. Diesen wie jenen verbot man sogar, ihre Farben auf Mützen, Kokarden, Pfeifenquasten und Bändern zu tragen. Dem Verbote wurde zwar kecklich getrotzt; auch hielten die Sachsen, nachdem sie sich als förmliche Verbindung aufgelöst hatten, als treue Freunde zu den Mecklenburgern und Kurländern. Dies große landsmannschaftliche Schisma aber brachte die letztern ihrem Ziele noch nicht näher; vielmehr drohte das Verhalten der Parteien zu einander in einen förmlichen „Holzkomment“ auszuarten, d. h. in die Sitte, Beleidigungen durch Ohrfeigen und Stockprügel auszugleichen, wie sie bereits der von den alten Landsmannschaften so genannten „Schwefelbande“ oder den „Sulphuristen“ gegenüber bestanden hatte. Dies war nämlich ein im Jahr 1809 gegründeter „freier Verein“, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hatte, „die Landsmannschaften und das von ihnen hauptsächlich gepflegte Duellwesen in Jena zu untergraben und durch Einrichtung literarischer Zirkel oder Kränzchen die Einführung eines anständigen, gesetzmäßigen und den wissenschaftlichen Studien zugewendeten Betragens unter den Studirenden zu bewirken und zu befördern.“¹⁷⁾ Den kräftigen, bis zur Ausgelasseneheit und zum Uebermuth lebenslustigen Landsleuten Theodors, sowie diesem selbst, war die Weise, in welcher dieser sonst so löbliche Zweck verfolgt wurde, doch zu pedantisch-philiströs und unjugendlich vorgekommen, als daß sie zu der von den bestehenden Landsmannschaften förmlich in Verruf erklärten Schwefelbande hätten halten mögen. Sie blickten auf dieselbe vielmehr mit gleicher Verachtung herab, während sie selbst den Landsmannschaften gegenüber noch an Zahl zu schwach waren, um sich von diesen Anerkennung zu erzwingen, und sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten trösten mußten.

Und sie hofften nicht vergeblich. Im Sommer 1810 waren in Heidelberg Studentenumruhen ausgebrochen und infolge derselben kamen viele Mecklenburger, Kurländer und andere Vandalenfreunde nach Jena, meist sehr bemittelte, flotte, starke, pauklustige Burschen und

grimmige Franzosenfeinde. Zwei derselben, Claußen und Holstein, gingen freilich durch ihren Franzosenhaß bald wieder verloren: sie mußten, weil sie den französischen Intendanten auf Pistolen gefordert hatten, die Flucht ergreifen und wurden steckbrieflich verfolgt, blieben aber unerkant; den Spionen wurden Nasen gedreht.¹⁸⁾ Zum Ersatz für diesen Verlust kamen im Herbst zwei andere wackere Genossen von Göttingen an, wo sie von Eichhorn die Vandalenidee eingesogen, für welche dieser schon in Berlin gewirkt hatte. Es waren Wilhelm *Kaffenberger* aus Frankfurt a. M. und Gottlieb *Schnelle* aus Schwerin.¹⁹⁾

So verstärkt bedachten sich die Mecklenburger mit ihren Anhängern, obgleich die Unterhandlungen mit den alten Landsmannschaften ohne Erfolg blieben, nicht länger, sich förmlich als Vandalia zu konstituieren und sich um jeden Preis, am liebsten mit dem Schläger, im schlimmsten Fall auch mit Faust und Ziegenhainer Anerkennung zu erzwingen. Die Stiftung fand am 13. Januar 1811 statt. Hauptstifter und erste Vorsteher (Chargirte) waren *Schnelle* als Senior, *Zeller* als Subsenior, *Koch* als Sekretär, *Darjes* und *Schmidt* aus Prillwitz in Mecklenburg-Strelitz, ein kräftiger, tollkühner und bis zur Wuth pauklustiger Bursch.²⁰⁾ Außerdem zählte die Verbindung zu Anfang zehn Mitglieder, unter welchen sich auch Th. Müller befand, und bald darauf stieg deren Zahl auf zwanzig. „Der Tag der Stiftung, die Zahl der ersten Mitglieder und die Namen der ersten Vorsteher waren in dem nach allgemeiner Studentensitte die Stammbuchblätter und Pfeifenköpfe der Vandalen zierenden Emblem angedeutet, dessen Grundform zwei gekreuzte Schläger bildeten. Dasselbe enthielt außerdem den bannalen Spruch: „Vandalia sei's Panier“; die in verschlungenen Anfangsbuchstaben versteckten Lösungen: *Viros fortes conjungit virtus* und *Vivant Vandaliae fratres conjuncti* und in dem Zeichen JB die Andeutung des Kartels zwischen den berliner und jenenser Vandalen. Aufs neue und trotziger als zuvor forderte nun die Vandalia Anerkennung, zu gleicher Zeit mit ihr die befreundete Kuronia. Da überdies die treuen Sachsen, welche sich kurz zuvor ebenfalls wieder konstituiert hatten, entschieden für sie auftraten, so mußten die feindlichen Landsmannschaften endlich nachgeben. Die Satisfaktionsfähigkeit wurde erklärt und dadurch die Gefahr des Holzkomments glücklich abgewendet. Aber nur die Kurländer wurden gutwillig anerkannt; die Vandalen sollten es erst mit Blut erringen, nach dem studentischen Ausdruck „sich aus dem Versch . . . herauspauken.“ Das war gegenüber vier wuthschnaubenden und kampfgewöhnten Verbindungen freilich keine leichte Arbeit. Aber die Vandalen brannten noch heißer als ihre Feinde vor Begierde, „*pro patria loszugeh'n*“; ja ihre Kampflust war so groß, daß sie unter den Vorstehern selbst bedenkliche Spaltungen hervorrief. *Schnelle* und *Schmidt* nämlich besuchten in der Absicht, sich bei den bevorstehenden Schlachten den Vorrang zu sichern, eigenmächtig Seniorenkonvente. Darüber gerieth *Zeller*, welcher sich als Subsenior und bester Fechter vor allen andern zum Vorkämpfer der Vandalen berufen und berechtigt fühlte, in gewaltigen Zorn, zog sich zurück und hielt zu den Sachsen und Kuronen. An der Spitze der Sachsen stand damals sein Intimus, der geistvolle und ritterliche *Friedrich Förster* von Münchengosserstädt an der Saale, welcher 1813 als Kampfgefährte seines Freundes Theodor Körner in der Lützow'schen Freischaar wie dieser durch seine schwungvollen Schlachtenlieder die patriotische Begeisterung schüren half, durch seine ausgezeichnete, bis zum Ende des Krieges bewährte Tapferkeit sich das eiserne Kreuz und den Offiziersrang erwarb und nachmals als Romandichter, Kunstrichter und Geschichtsschreiber sich einen rühmlichen Namen gesichert hat.²¹⁾ Die Stimmung der vandalischen Bundesbrüder war entschieden zu *Zeller's* Gunsten; sie waren unzufrieden mit den beiden „vorschüssigen“ Vorstehern, um so mehr, da im Gegensatz zu *Zeller*, dem sichern und besonnenen Meister im Kampfe, *Schmidt* blind drauf los ging, *Schnelle* nach Theodor Müllers Ausdruck, sobald er den Schläger in die Hand bekam, dem wüthenden Ajax gleich, nicht stieß sondern hieb und eben darum den Gegner nicht verwundete.“ Auch neigte sich bei den ersten Einzelkämpfen das Waffenglück den feindlichen Landsmannschaften zu. Nicht nur auf Seite der Vandalen, auch auf der der Sachsen und Kuronen, welche mit jenen zu gleicher Zeit den Kampf erhoben hatten, waren bereits die besten Fechter verwundet, wenn auch rühmlich und nicht ohne Gleiches mit Gleichem vergolten zu haben. Die Sehnsucht der Vandalen nach ihrem Achilles wuchs von

Tag zu Tage. Dieser aber ließ, auch hierin seinem griechischen Vorgänger ähnlich, nicht eher seinen Groll fahren, als bis das Blut seines theuersten Freundes geflossen war. Zu gleicher Zeit mit dem Kuronensenioren von *Brüggen*, dem ersten Fechter seiner Verbindung, unterlag Friedrich *Förster* als Vorkämpfer der Sachsen trotz seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und Tapferkeit den Seniores der Altenburger, M. und B., „den größten Raufern Jena's und wüthendsten Feinden der Vandalen.“²²⁾ Da ward es einer Gesandtschaft, welche diese zu ihrem abtrünnigen Subsenior schickten, nicht mehr schwer, ihn zu versöhnen und wiederzugewinnen für den Kampf *pro patria*. Jetzt ging dieser recht los. Zellers Stube wurde „der Hauptaufenthalt der Eris“²³⁾ Dort, im Rauhthal und im Schlagholz am Landgrafenberge war der Arm des vandalischen Achilles unüberwindlich. Und Theodorchen hatte dabei seinen bescheidenen Ruhmesantheil; war er doch seines hochverehrten und geliebten Lehrers „Schleppfuchs“, d. h. Schildknappe und Waffenträger. Auch dabei war Gefahr: man konnte – abgefaßt und in den Karzer gesperrt werden, um so leichter, da die Unzahl und der ununterbrochene Fortgang der Händel natürlich die Aufmerksamkeit der akademischen Behörde hatte erregen müssen. Im Vertrauen gesagt, war freilich diese Gefahr nicht gar groß. Die Pedelle waren den Ausländern sehr gewogen und gingen ihnen weit aus dem Wege, wenn sie merkten, daß sie unwillkommene Gäste waren. Und vollends die Professoren, welche ohne Zweifel die weltgeschichtliche Bedeutung jener Kämpfe zu würdigen wußten, drückten lieber zwei Augen zu als eins. Begegneten sie, was namentlich am Samstag, als dem regelmäßigen *dies academicus*, nicht selten geschah, auf dem Wege nach dem Rauhthal oder dem Schlaghölzchen Studirenden, deren blutigen Zweck sie unschwer erriethen, so pflegten sie sie freundlich anzureden: „die Herren haben wohl Geschäfte, sehen's wohl gern, wenn wir umkehren, empfehlen uns bestens,“ und somit schlugen sie einen andern Weg ein.

Am meisten gespannt war die ganze Studentenschaft auf den Ausgang des Duells mit den Altenburger-Senioren, welche es dem „Haupthahn der Vandalen eben so zu geben gedachten, wie den Seniores der Sachsen und Kuronen.“ Nicht nur mehr als die Hälfte der jenenser Burschen, selbst einige Leipziger, Hallenser und Göttinger, welche dazu besonders herübergekommen waren, zogen mit den kämpfenden Parteien nach dem zur Wahlstatt auserkorenen Schlagholz. Die Bundesbrüder baten Zeller unterwegs tief bewegt, Vandalia's Ruhm nicht verdunkeln zu lassen. Zeller ging ernster als gewöhnlich zum Kampf. In einer halben Stunde waren beide Gegner durch Meisterstöße abgefunden und mußten blutrieftend, beschämt und ingrimmig den Kampfplatz verlassen; Förster und V. Brüggen waren glorreich gerächt. Vandalia's Fahne glänzte wie die Mittagssonne. Das ganze Schlagholz wiederhallte von dem Freudenruf: *io triumphe!* Dem Sieger wurde der wohlverdiente Lorbeer um das Haupt geschlungen und Arm und Schwert mit Immortellen umwunden.²⁴⁾ Damit war aber die Sache keineswegs abgethan. „Die ganze Thuringia von A bis Z verschwört sich wider Zellers Leben: sie müssen es Alle mit Blut bezahlen; die Verschwörer erhalten Brust und Bauchspeise *quantum satis*. Am gelindesten kommen noch die Franken ab, nicht so die Aufwiegler, die Westphalen; schon allein ihr Senior Lau erhält im Rauhthal von Zeller fünf Stöße; sie müssen blutend und kampfunfähig nach Jena zurück.“ Zeller verrichtete Wunder der Kunst. Einem Herrn von Trebra aus Rudolstadt durchbohrte er seiner Voraussage getreu den langen Ohrklappen.

Am tollsten ging es am 11. März 1811 her. Wiederum in großen Schaaren zogen die Musensöhne ins Rauhthal, um eine Kleinigkeit von 40 bis 50 Duellen abzuthun, welche sich bei der immer steigenden Erbitterung in der letzten Zeit aufgehäuft hatten.²⁵⁾ *Darjes*, welcher, wahrscheinlich wegen seines acht Tage darauf abzulegenden Examens, an jenem Tage „frei von Geschäften“ war und den bloßen Zuschauer spielte, setzte sich mit dem kleinen Theodor an eine Anhöhe, von wo aus sie die Kämpfenden stets im Auge hatten; da wurde jedes bedeutende Duell in einem besonderen Kapitel mit so viel Versen, als Gegner gemacht wurden, besungen. – Nach der schweren, aber ruhmvoll und glücklich ausgeführten Kampfarbeit ging's zur „Schlachtschüssel“²⁶⁾ nach Zwätzen, wohin die Vandalen zum voraus ihre Tänzerinnen bestellt hatten; da wurde gegessen, gezecht und getanzt nach

Herzenslust. Nach Theodors Geschmack war, wie wir bereits wissen, das letztere Vergnügen nicht; aber er hatte, vom Trinktisch aus zuschauend, seine Mephistophelische Freude daran; denn es gab ihm Stoff zu den beißendsten und schnödesten Witzen, welche ihm keiner seiner Genossen übel nahm.

Solche Tanzgelegenheiten gab es auf den Dörfern um Jena herum häufig genug, regelmäßig alle Sonntage, zur Sommerszeit im Freien auf den luftigen Tanzböden, während der rauhen Jahreszeit im Innern der Kneipen. Die Gesellschaft war dabei oft sehr gemischt; das erschien aber in Jena nicht als anstößig; besonders im Freien sah man vornehme Herrschaften und Dienstboten, überhaupt Leute aller Stände bei ihrer Flasche Bier in bunter Reihe um denselben Tisch herum sitzen. Die Tänzerinnen, welche zu der zwätzner Schlachtschüssel geladen und erschienen waren, gehörten höchstens zum „Halbflor“, d. h. zu den Mädchen aus dem bürgerlichen Mittelstande, nicht zum „Flor“ im eminenten Sinne, d. h. zu den gebildeteren Mädchen und Frauen aus den höhern Kreisen der Gesellschaft, namentlich aus den Familien der Professoren und höhern Beamten. Sonst hätte gewiß Freund Theodor sich von der Schlachtschüssel, ein so großer Liebhaber davon er auch war, fern gehalten. Ueberhaupt war der Flor damals sehr rar, nach dem Bericht von Sachkennern und Fachmännern kaum ein Dutzend Fächer oder Schleier stark. Wollten die im ganzen ziemlich tanzlustigen jenenser Burschen einmal einen Florball halten, so wurden die Tänzerinnen aus allen benachbarten Städten zusammengebeten. Besonders gefällig erwies sich bei solchen Gelegenheiten *Frau von Göthe*, eine recht lebenslustige, fast kugelrunde Dame, welche gewöhnlich einen Beitrag von zwei bis drei Wagen voll schöner Mädchen aus Weimar zur Stelle lieferte. Für diese Dienstfertigkeit erwiesen sich natürlich die galanten Akademiker sehr dankbar, so schwer dies ihnen auch oft fiel, da die Gattin des großen Sängers der Liebe damals mehr häßlich als schön war und schlecht tanzte. Der Halbflor war zwar zahlreicher vertreten, aber für die Masse der Studirenden noch immer nicht zahlreich genug, da doch viele darunter waren, welche sich besonderer Ursachen wegen aus den öffentlichen Gesellschaften zurückzogen. Dieser Mangel an lebenswürdigen Damen war auch der Grund, daß der glückliche Bursch, welcher einmal in Jena oder einer Nachbarstadt eine ihm zusagende Balltänzerin gefunden hatte, diese sich für die ganze akademische Zeit verpflichtete und festhielt und sie nur etwa einem guten Freunde, natürlich mit ihrer Einwilligung, als Tausch gegen dessen Dame für einen oder mehrere Tänze überließ. Daß Theodor Müller gerade diese Sitte nicht mitmachte, braucht wohl kaum bemerkt zu werden; gegen niemanden war damals seine Scheu und Befangenheit größer als gegen junge Mädchen, wenn er sie nicht etwa bei ungezwungenem Verkehr in ihrem häuslichen Leben kennen gelernt hatte, wo er dann sehr lebenswürdig sein konnte, ohne selbst davon die geringste Ahnung zu haben. – Im Ganzen benahmen sich die jenaer Mädchen und Frauen gegen die Studenten nichts weniger als spröde oder vornehm zurückhaltend; sie affektierten vielmehr selbst vielfach ein burschikoses Wesen und machten Suiten mancher Art mit. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Jena zog Müller mit einer großen Schaar Studirender nach Dornburg, um einer Exekution durch das hochnothpeinliche Halsgericht beizuwohnen. Dort behaupteten sie ein altes Recht der jenenser Burschen, den nächsten Kreis um das Blutgerüst zu schließen. Zugleich mit ihnen aber drängten sich auch als echte Jenenser viele Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande in den Kreis, um sich der Burschen würdig zu zeigen. Da gab's aber, als der verhängnisvolle Streich fiel, Ohnmachten über Ohnmachten, gleichviel ob wirkliche oder verstellte; die eine fiel rechts, die andre links in des nächsten Burschen Arm. Müller aber kehrte sich um und sagte, so etwas mach' er nicht zum zweitenmal mit. Er wußte aber nicht, ob ihm das fallende Haupt des armen Sünders oder das seiner Nachbarin mehr Scheu und Entsetzen eingeflößt habe. –

Uebrigens liefen die Schlägereien für unsere Vandalen nicht immer so glücklich ab, daß es sie gelüftet hätte, sie mit einer Schlachtschüssel zu feiern. Kein Wunder, da sie selbst nach Durchkämpfung der Schlachten *pro patria* keineswegs ein Ende nehmen wollten. Vielmehr waren durch diese die Gemüther nur noch mehr erhitzt, besonders gegen die Westphalen und vor allem gegen ihren nunmehrigen Senior, den Mecklenburger *Wachenhusen*; denn

dieser war durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er seine Landsleute auf seine Seite ziehn und von der Stiftung einer eigenen Landmannschaft hatte abhalten wollen, der Hauptan- stifter und Förderer der allgemeinen Verdrießlichkeiten geworden. Wo man sich irgend etwas anhaben konnte, da waren auch die Schläger nicht weit. So ergriff auch der uns bereits bekannte Vandal *Schmidt* eine ganz kleinliche Gelegenheit, sich mit Wachenhusen zu schlagen. Eines Morgens – es war noch vor Ablauf des Wintersemesters – kam er zu seinem Mitchargirten *Darjes* und gab ihm drei Groschen mit der Bitte, sie Wachenhusen einzuhändigen, weil er sie demselben schon seit einem Jahre schulde und vor einigen Tagen von ihm gemahnt worden sei; habe W. das Geld angenommen, so solle er, *Darjes*, ihm zugleich in seinem Namen „einen dummen Jungen stürzen.“ *Darjes* weigerte sich anfänglich, das Geschäft auszurichten, da Wachenhusen offenbar im Rechte sei und *Schmidt* sonst Gelegenheit genug habe, Muth und Geschicklichkeit zu zeigen. Alles war umsonst; der dumme Junge kam daher zur Stelle und die Forderung erfolgte. Das Duell mußte infolge verschiedener Hindernisse bis nach *Darjes* Abreise aufgeschoben werden; es fand zwischen Ostern und Pfingsten 1811 in der Hummelei am Markte statt. *Schmidt* hatte sich zuvor schon mit dem Subsenior der Westphalen, Namens *Lau*, geschlagen und ohne weiteren Erfolg achtzehn Gänge gemacht. Als er unmittelbar darauf mit W. losging, dem er sonst gewachsen war, achtete er in seiner Wuth trotz der dringenden Warnung *Zellers* nicht auf das Vorhalten des Gegners, rannte sich dessen Schläger in den Leib und gab sich so selbst den Todestoß. Da mußte, wer irgend in dieses Duell verwickelt war, fliehen oder sich verborgen halten. Wachenhusen selbst wurde durch seinen Landsmann, den später als Geschichtsschreiber berühmt gewordenen *Friedrich Kortüm*, welcher damals als heidelberger Student der Westphalia angehörte, und bei einem Besuch in Jena während der Herbstferien 1810 seine, sowie auch Th. M's Bekanntschaft gemacht hatte, mit Hülfe eines falschen Passes in Heidelberg eingeschmuggelt. *Theodor Müller* war bei dem unglücklichen Vorgang zwar wieder nur als Schleppfuchs betheiligt gewesen; da aber *Schmidt's* Sekundant, der Sachse *Riedel*, von der bevorstehenden strengen Untersuchung als Inländer weit mehr zu befürchten hatte als ein Ausländer, so ließ *Theodor* sich bereitwillig statt seiner als Sekundanten angeben und verkroch sich infolge dessen in der Wucherei. Auf vieles Bitten bei dem damaligen Prorektor *Gabler* und dem Professor *Hofrath Schönmann* erlangten die Freunde, daß die peinliche Untersuchung niedergeschlagen ward, und so kam nach drei bis vier peinlichen Wochen auch *Müller* aus seinem Versteck wieder hervor an die freie Luft.

X.

Schmidt's tragischer Tod hatte auf Th. Müller, sowie auf alle Landsleute und Freunde einen ungemein tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht. Als K. Horn ein Jahr später nach Jena kam, trauerten sie um den Verlust des Freundes noch so lebhaft, als wäre er eben erst erfolgt. Das Gute aber scheint jener Fall gehabt zu haben, daß sich von nun an die Hitze des Parteihasses etwas abkühlte. Die vandalischen Bundesbrüder aber schlossen sich nur noch desto inniger zusammen; das gemeinsam vergossene Blut kittete ihre Herzen um so fester an einander, und die eintretende Waffenruhe ließ sie endlich zur Besinnung kommen über das thörichte Treiben, welches ein volles Jahr lang ihr ursprüngliches patriotisches Streben verunreinigt und in den Hintergrund gedrängt hatte.

Doch war der patriotische Sinn in ihnen durchaus nicht erstorben; dazu waren die Anregungen, welche Jena ihnen gab, zu zahlreich und zu mächtig. Unter diesen waren die unmittelbarsten und wirksamsten diejenigen, welche sie in dem Hörsaal *Heinrich-Luden's* erhielten. Nicht sowohl durch seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfblick, als durch die bei aller Vorsicht, Gemessenheit und Würde seine Vorträge durchdringende Freimüthigkeit und Wärme der Gesinnung riß hier der von den Charakterflecken seines großen Lehrers sich rein bewahrende Schüler des *Johannes von Müller* die stillhorchenden Jünger, denen er die Jahrbücher der deutschen Geschichte entrollte, zur Bewunderung der vormaligen Würde und Kraft des nun so tief erniedrigten Vaterlandes hin und weckte und nährte in ihren

Herzen jenen Zornesmuth, welcher ihre Arme stählen sollte, den mit immer steigender Ungeduld ersehnten Befreiungskampf siegreich zu bestehen. Unter der ganzen Studentenschaft hatte Luden wohl keine eifrigern Zuhörer als die Vandalen, und unter diesen wiederum zeichnete sich durch die glühendste Begeisterung und die treueste Anhänglichkeit Theodor Müller aus. Nicht nur, daß er, nach Ludens eigenhändigem Zeugniß, sämtliche Vorlesungen, welche dieser während der fünf Semester seiner akademischen Laufbahn namentlich über Geschichte der alten Völker und Staaten, des Mittelalters und der drei letzten Jahrhunderte, über Geschichte der Griechen und Römer und über Staatsweisheit hielt, mit dem größten Fleiß und der strengsten Aufmerksamkeit besuchte: er war auch unablässig bemüht, den Eifer seiner Kameraden zu schüren und für den hochverehrten Lehrer förmlich Propaganda zu machen. Auf seinen Spaziergängen und Wanderungen konnte man ihm keinen größern Gefallen erzeugen, als wenn man mit ihm über Ludens Vorträge disputirte. Hatte einer der Freunde nur eine Stunde derselben versäumt, gleich war Müller bei der Hand, ihm die Lücke durch Diktiren oder Eintragen in sein Heft auszufüllen; seinem vielgeliebten K. v. Behr diktirte er sogar die ganze Vorlesung über deutsche Geschichte, welche er überdies mit der dringendsten Aufforderung zum gewissenhaftesten Studium in einer besonders Abschrift an seinen alten Lehrer K. Müller, an Freund Lunecke und an seine zurückgelassenen Schulkameraden in Neustrelitz schickte. Mit der Zeit schloß er sich auch persönlich enger an Luden an, welcher seine Scheu, mit höher stehenden Männern Umgang zu pflegen, durch das freundlichste Entgegenkommen überwand, und er verkehrte viel in dessen Hause, wo er 1812 unter andern auch den nachmaligen preußischen General v. *Grolmann* kennen lernte, welcher sich damals nach seiner Flucht aus der französischen Gefangenschaft unter dem Namen eines Herrn von Gerlach in Jena aufhielt. Die Abende, welche er dort in einem auserlesenen Kreise patriotischer und hochgebildeter Männer verlebte, gehörten stetsfort zu seinen angenehmsten Erinnerungen und er hat die bescheidenen Kärtlein, auf welchen Luden ihn zu einem Butterbrot oder einem Glase Punsch einzuladen pflegte, sorgfältig bis zu seinem Tode aufbewahrt.

In einem Punkte stimmten freilich *Luden* und *Müller* gar schlecht zusammen. Luden verband mit dem reinen Adel seiner Gesinnung, mit aufrichtiger Herzlichkeit und Gemüthlichkeit im gesellschaftlichen Verkehr die feine Haltung des Mannes von Welt, welche sich unter Anderm auch in einer ungemein saubern Kleidung kund gab. Müller, schon von seiner Heimat her der geschworene Feind und Verächter aller konventionellen Formen des äußern Lebens, war unter dem Einfluß und Schutz der jenenser Burschensitte in dieser Richtung bald bis zum Aeußersten fortgeschritten, rücksichtslos und unanständig bis zur Ungezogenheit, besonders in seiner Kleidung äußerst nachlässig, ja schmutzig bis zum Ekel. Da halfen keine Bitten und keine Ermahnungen; seine beständige Gegenrede war: „wenn't binnen man got utsäht, buten is für nix“ (wenn's innen nur gut aussieht; das Aeußere thut nichts zur Sache). Das Hemde wechselte er nicht eher, als bis es ihm vom Leibe fiel. Als er einst mit mehreren Kameraden auf die Hausberge stieg, verletzte sich einer derselben an dem scharfen Gerölle die Finger, so daß sie stark bluteten. Hurtig war Müllerchen bei der Hand, knüpfte die Hosen auf, riß einen Striemen von seinem ohnehin schon sehr verkürzten Hemde ab und verband damit den Verwundeten. Zum Wischtuch pflegte er dies ihm sonst unnütz scheinende Kleidungsstück gewöhnlich zu gebrauchen, mochte Blut, Tinte, Kafe oder sonst etwas zu beseitigen sein. – Daß Luden bei Müller seinen Widerwillen gegen Schmutz und Unanständigkeit überwand und ihn trotz dieser eben nicht löblichen Eigenschaften gern in seinem Hause sah und dort in der feinsten Gesellschaft mit ihm verkehrte, kann wohl als ein sicheres Zeugniß gelten, wie richtig dessen innere Vorzüge, die trefflichen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes erkannte, und wie hoch er sie zu schätzen wußte.

Seinerseits war Müller trotz seiner glühenden Begeisterung doch kein blinder Verehrer Ludens. Während er hinsichtlich des Mittelalters und der neuen, insbesondere der deutschen Geschichte ihm damals die Meisterschaft zuerkannte, hielt er seine Vorlesungen

über griechische und römische Geschichte für oberflächlich und ungenau; hier besonders zog er es vor, aus den Quellen selbst zu schöpfen und daraus die Mittheilungen seines Lehrers zu ergänzen und zu berichtigen. – Uebrigens war ihm die Beschäftigung mit der Geschichte, wenn auch zunächst Selbstzweck, doch zugleich ein dienendes Glied in der Gesamtheit seiner wissenschaftlichen Studien, namentlich ein wesentliches Mittel zum gründlichen und erspriesslichen *Studium der Theologie*.

XI.

Mit diesem war es ihm völlig Ernst. Aber eben darum wollte er nicht mit der Thür ins Haus fallen, sondern erst völlig vorbereitet in das innerste Heiligthum eintreten. Ganz in dem echt wissenschaftlichen Geiste, welchen besonders Schiller und Fichte in Jena verbreitet hatten, entwarf er gleich von Anbeginn seinen Studienplan auf der festesten und breitesten Grundlage. Auf den Säulen der Geschichte, der Philologie und der Philosophie zugleich sollte sich die Kuppel seines theologischen Lehrgebäudes erheben. Genauer bestimmt und befestigt wurde im zweiten Semester seiner akademischen Laufbahn dieser Plan infolge der kirchengeschichtlichen Vorlesungen *Griesbachs*, welche er mit ausdauerndem Fleiß besuchte. Hier lernte er, noch ehe er an die Quellen gehen konnte, das Urchristenthum zunächst wenigstens im Grundriß kennen, und er gewann die Ueberzeugung, daß sich die Hohheit und Ehrwürdigkeit desselben erst dann ihm völlig offenbaren würde, wenn er das Judenthum, aus welchem das Christenthum hervorgegangen, aus den Quellen kennen gelernt habe. Hiermit müsse er daher sein theologisches Studium beginnen. Andererseits lehrte ihn der Verlauf der *Griesbachs*chen Vorlesung, „welch ein elendes Ding nur zu bald das Christenthum geworden sei, nicht mehr werth des Namens Christi.“ Diese Wahrnehmung entzündete in ihm das lebhafteste Verlangen, die ursprüngliche Lehre Jesu vor Allem aus den Quellen kennen zu lernen, und gab dem exegetischen und kritischen Studium des Neuen Testaments, welchem er sich demnächst, ebenfalls unter *Griesbachs* Leitung, zuzuwenden gedachte, die rechte Weihe. Dieses Studium aber mußte bei ihm um so fruchtbarer werden, je mehr geschichtliche und sprachliche Kenntnisse er aus den griechischen und lateinischen Klassikern dazu mitbrachte, je mehr er sich überzeuete, wie unentbehrlich ihm die Erweiterung und Vertiefung derselben sei und je eifriger er sich hierum zu bemühen fortfuhr. Aber nicht nur streng philologisch, auch philosophisch wollte er die Exegese und Kritik der heiligen Schrift betreiben; denn er hatte schon vom Gymnasium her die Forderung mitgebracht, welche durch die jenaer Theologen in ihm nur noch mehr befestigt wurde, Alles was als Inhalt der echten Lehre Christi gelten solle, müsse sich mit der Vernunft auffassen lassen und vor ihrem Richterstuhle bestehen können. Daher bemühte er sich auch eifrig um Vervollkommnung der philosophischen Bildung, zu welcher er schon in Strelitz unter K. Müllers und Kämpfers Leitung, sowie durch Privatstudium einen gediegenen Grund gelegt hatte.

Der Standpunkt, von welchem aus Müller seinen theologischen Studienplan entwarf, war demnach wesentlich der des protestantischen *Rationalismus*, welcher damals in Jena in seiner vollen Blüte stand und dessen Hauptvertreter dort nach Paulus und de Wette's Abgang *Griesbach*, *Gabler* und *Danz* waren. Den Grundsätzen und Hauptlehren dieser Männer brachte Müller schon vom Gymnasium her die vollste Sympathie entgegen; um so rascher und sicherer entwickelte und befestigte er sich bereits zu Jena in derjenigen theologischen Richtung, in welcher er nachmals seinen Religionsunterricht erteilt hat. Zu einer genaueren Darstellung des Letzteren wird uns der fernere Verlauf der Lebensgeschichte nähern und dringender Anlaß geben; an der gegenwärtigen Stelle kann uns eine Hindeutung auf die Grundansichten genügen, welche die Methode seines theologischen Studiums, insbesondere sein Verfahren bei der biblischen Exegese und Kritik bedingten. Müller erkannte von vorn herein das Christenthum in der Entwicklungsgeschichte aller positiven Religionen als die reinste und erhabenste, als eine wahre Weltreligion und seinen „Grundkern als wahrhaft göttliche Heils offenbarung“ an.²⁷⁾ „Ob, wie Einige meinen, das Christenthum noch nicht die höchste, letzte Stufe der Offenbarung sei; ob, wie Christus

dieses mit dem Paraklet anzudeuten scheine, noch einst eine höhere, vollkommnere, mit allen Forderungen einer geläuterten Philosophie identische Offenbarungsstufe zu erwarten stehe, das ließ er dahin gestellt. Für die Zeitgenossen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erschien ihm das Christenthum in seinem echten Inhalt als die höchste Gottesoffenbarung, mit den unabweisbaren Forderungen der menschlichen Intelligenz im Einklang, für Erziehung des Menschengeschlechtes nach dem göttlichen Bilde, für Beseligung desselben diesseits und jenseits des Grabes segensreich wohlthätig.“ Als das älteste, ehrwürdigste und sicherste unter allen für uns noch vorhandenen historischen Dokumenten, in welchen diese Offenbarung niedergelegt sei, galt ihm die Bibel und vor Allem die neutestamentlichen Evangelien. Darin müsse sie *gesucht* werden, und wenn auch für alle Menschen außerdem Vernunft und Natur göttliche Offenbarungen enthalten, welchen man willig und eifrig Gehör schenken solle und welche, richtig verstanden, mit den wirklichen Offenbarungen der heiligen Schrift nicht im Widerspruch stehen könnten, so müsse doch der Theologe die Erforschung der letztern zum Ausgangspunkte seines wissenschaftlichen Studiums machen. Mit aller Entschiedenheit aber, ja mit Entrüstung verwarf er die Behauptung der „angeblich Erleuchteten“, daß die heilige Schrift, alten und neuen Testaments, „diesselbe fortlaufende göttliche Offenbarung enthalte und buchstäblich vom heiligen Geiste den heiligen Männern diktirt sei, wobei sich, beiläufig gesagt, der heilige Geist durch sein schlechtes Griechisch im N. T. arg blamirt hätte.“ „Seit meinen Universitätsstudien bis auf den heutigen Tag – so schreibt er viele Jahre später von Hofwyl aus – kann ich die Bibel nicht anders betrachten, als die Geognosten die Gebirge. Wie diese die verschiedenen Schichten und Bildungsstufen vom Granit und Urkalk an bis zur angeschwemmten Erde, so unterscheide ich in der heiligen Schrift Offenbarungsstufen von der unmittelbaren Inspiration herab bis zu den Zuthaten der Handlanger.“ – Den reinen Urkern der Christuslehre darin zu finden sei ferner um so schwieriger, da Christus selbst, nach dem Rathschluß der göttlichen Vorsehung *unter* den Juden aufzutreten bestimmt, um zunächst auf sie zu wirken, auch *als* Jude auftreten und nicht bloß im Geiste des Orients predigen, sondern sich zunächst an die Satzungen und Weissagungen des Judenthums genau anschließen, seine Jünger und Apostel überdies, um mit ihrem Heilswort bei Juden und Heiden Eingang zu finden, an die unter diesen stabilirten religiösen Vorstellungen und philosophischen Begriffe, an ihren Sprachgebrauch und ihre Sitten habe anknüpfen müssen. „Kein Wunder daher, wenn der reine Kern des Christenthums mit einer Menge nicht bloß allgemein orientalischer, sondern speziell judäisirender und platonisirender Vorstellungen umhüllt sei, wenn es einem Himmelsgewächse gleiche, welches, in irdischen Boden gepflanzt, nachdem man es aus diesem genommen, noch immer sehr viel Erde und grobe Bestandtheile an seiner Wurzel trage.“ Um so mehr thue es mithin Noth, statt, „mit gläubig kindischer Bornirtheit und Blindheit die Exegese des N. T. mit historisch und philosophisch kritischem Sinne zu studiren.“ Auch dürfe man sich dabei nicht begnügen mit den bereits durch Andere gewonnenen Resultaten, namentlich die vorhandenen kirchlichen Satzungen nicht als untrügliche, authentische Interpretation hinnehmen, sondern müsse selbst die Augen aufthun und redlich und unermüdlich forschen. „Es ist ja bekannt – so sagt er a. a. O. – wie im Ablauf der Jahrhunderte schon die Kirchenväter, namentlich Augustin, die . . . Konzilien . . . , später die Scholastiker, . . . an welche sich Luther, Calvin (wenig Zwingli) angeschlossen, freilich nicht im papistischen, sondern im reformatorischen Sinne . . . das reine . . . Heilswort in ein künstlich gezimmertes Lehrgebäude irdischer Schulweisheit verwandelten, . . . rohe Kapuziner und schlaue Jesuiten aller Intelligenz und Bildung und allem lautern Menschensinn Hohn sprachen . . . und als echte Pharisäer . . . Christum zum zweitenmal gekreuzigt hätten, wenn er ihnen ebenfalls erschienen wäre.“

Dies waren die Hauptgedanken, welche den jenenser Studenten Müller theils von vorn herein bei seinem theologischen Studium leiteten, theils während desselben durch die genannten Lehrer in ihm wach gerufen und befestigt wurden. Wie sehr er aber auch in den meisten Punkten mit ihnen von Anbeginn übereinstimmte oder sich von ihnen bestimmen ließ: volle Befriedigung fand er in ihren Vorlesungen keineswegs. Am meisten noch

sprachen ihn *Griesbachs* Kirchengeschichte und Exegese an, am wenigsten *Gablers* Dogmatik, mit deren Besuch er es denn auch mit der Zeit immer weniger genau nahm. Was er vermißte, war der geistige Schwung und die Wärme des Gefühls, welche er zu der Betrachtung religiöser Dinge herzubachte und ebenso von den Lehrern verlangte. Die Religion war ihm eben Angelegenheit des ganzen innern Menschen, und so sehr er auch bei allem Studium die volle Kraft seines scharfen Verstandes in Anwendung brachte, so bedeutend und innigst damit verschmolzen war doch der gemüthliche Antheil daran. Auch war ihm Gott selbst nicht eigentlich Gegenstand des philosophischen Denkens, sondern des Glaubens, und dieser war bei ihm nicht reflektirtes, dialektisch vermitteltes Dafürhalten aus subjektiv zureichenden Gründen, sondern hatte seinen Ursprung und Sitz in einem unmittelbaren Fühlen und Wollen, welches ihm ebenso wie das reine Denken als Lebens- und Offenbarungsform der Vernunft galt. Müller wollte Gott als den lebendigen Urgrund und die Urkraft des sittlichen Lebens nicht sowohl begreifen als erleben. Er vereinigte in dieser Hinsicht den Standpunkt Fichte's mit dem Jacobi's, doch mit vorwaltender Hinneigung zu jenem. Seine Theologie war nicht sowohl eine dogmatisch-theoretische als eine moralisch-praktische.

XII.

Seine theologischen Grundsätze sowie seinen ganzen Studienplan theilte Theodor brieflich seinem strelitzer Mentor K. Müller mit, und dieser antwortete ihm mit der dringenden Aufforderung, „den betretenen Weg frisch und munter, ernst und eifrig wie eine Heilsordnung zu verfolgen.“ Dagegen nahm er gewaltiges Aergerniß an der Aufgabe und Stellung, welche Theodor in seinem Briefe der *Philosophie* angewiesen hatte. „Sie wollen – so schreibt er ihm zurück – daß sich die Philosophie nach dem durch die Dichter herbeigeführten Zeitgeist richten soll und sind daher der Ueberzeugung, daß die Kantische Philosophie nicht für unsere Zeit passe. Das heißt, mein lieber Müller, den Herrn zum Knecht, das Hinterste zum Vordersten, die Wirkung zur Ursache machen. Philosophie kann und soll und muß von nichts abhängig sein; sie hat nichts zu berücksichtigen als die Wahrheit. Sie richtet sich nicht nach dem Zeitgeist, der Zeitgeist ist vielmehr durch die Philosophie entweder bestimmt oder modifiziert. Das tiefere Studium der Geschichte und namentlich der Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes wird Ihnen sagen, daß der herrschende Geist der verschiedenen Zeiten immer eine Wirkung dessen war, was die originellsten Köpfe gedacht, geträumt und gehegt hatten. Voltaire und Rousseau, welchen Einfluß haben nicht diese Männer auf mehrere große europäische Nationen gehabt! Der Geist des Leichtsinns und der Frivolität, der Frankreich niederwarf und Deutschland dem wieder auferstandenen Frankreich preisgegeben hat, ist das Werk jenes Erstgenannten. Schiller wurde erst dann der hochgeachtete Geist, als er tief in die Kantische Philosophie eingebunden war, u. s. w. Kurz, die Philosophie überhaupt, nicht die Kantische, Fichtesche, Schellingsche u. s. w. allein, ist eine freigebozene und freigegeborene Wissenschaft, die durch nichts besteht, wenn sie nicht durch sich selbst besteht, unabhängig von jeglichem Geist, wenn er nicht freier, Wahrheit suchender Menschengestalt ist. – Huldigen Sie nie unbedingt einem Philosophen, aber mit ganzer Seele der Philosophie, und für den praktischen Gebrauch leite Sie Paulus alter Spruch: prüfet Alles und das Gute behaltet!“

Der letztere Rath fand bei Theodor den vollsten Anklang; er ist ein Lebelang in der Philosophie Eklektiker geblieben, *nullius addictus jurare in verba magistri*. Auch galt ihm die Philosophie immer nur als ein Streben und Suchen nach Wahrheit, nicht als eine endgültige Errungenschaft, als ein κτή-μα ἐς αἰ. Wie die Theologie, so würdigte er auch die Philosophie nur nach ihrem ursächlichen Zusammenhang mit dem wirklichen, insbesondere dem sittlichen Leben; was sich nicht durch dieses als Wahrheit rechtfertigte, nicht für dieses unmittelbar und mittelbar seine Früchte trug, das warf er weg als eine taube Nuß. – Von seiner Ansicht über das Verhältniß der Philosophie zur Poesie ließ er sich aber so bald nicht abbringen; sie wurzelte zu tief in dem romantischen Geiste, welcher ihn damals beherrschte.

Nicht zu verkennen ist darin der Einfluß seiner damaligen eifrigen Beschäftigung mit den Schriften Friedrich Schlegels und Hardenbergs, welche der Ansicht waren, zwischen der dichterischen und der wissenschaftlichen Phantasie bestehe der innigste Zusammenhang, ja beide seien ursprünglich eins. Behauptete der Letztere doch: „Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachtheil Beider. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Konstitution. Die Poesie ist der Held der Philosophie. Die Philosophie erhebt die Poesie zum Grundsatz; sie lehrt uns den Werth der Poesie kennen. *Philosophie ist die Theorie der Poesie; sie zeigt uns, was die Poesie sei, daß sie Eins und Alles sei.*“

Unter den romantischen Dichtern war übrigens L. Tieck sein Liebling, einerseits wegen seines innigen und sinnigen An- und Mitempfindens des stillen Naturlebens, andererseits wegen der Ironie, mit welcher er die Schöpfungen seines Geistes selbst hinterdrein in Nichts auflöste und belachte, beides Eigenthümlichkeiten, welche bereits früh an Th. Müller selbst hervorgetreten waren und ihm bis ans Ende seines Lebens geblieben sind. Der Sympathie mit der Natur huldigte er vorzugsweise auf seinen einsamen Spaziergängen und Wanderungen; die Ironie wurde oft gerade da bei ihm wach, wo der Zuhörer es am allerwenigsten erwartete. Oft ging er von der aufrichtigsten Begeisterung für einen Gegenstand aus, erhitzte für ihn und durch ihn sein Gefühl und seine Phantasie im Fortgang seiner Aeußerungen immer mehr und ließ sich zu den wunderlichsten Ausschweifungen in Wort und That hinreißen, – besann sich dann aber plötzlich über dieselben und begoß sie mit der beißendsten Spottlaugel.

Noch besonders genährt und gesteigert wurde Müllers Liebe zur Romantik durch seinen Verkehr mit Luden sowie mit Joh. Dietrich Gries, dem geist- und geschmackvollen Uebersetzer der bedeutendsten italienischen und spanischen Dichter, welcher seinen poetischen Neigungen am liebsten und längsten auf Universitäten lebte und unter diesen wiederum Jena, wo er zuerst studirt hatte, den Vorzug gab. Dieser faßte, obgleich er fünfzehn Jahre älter war, zu dem für alles Schöne in Natur und Kunst so ungemein empfänglichen und leicht zu begeisternden Müller bald die herzlichste und zärtlichste Zuneigung und wanderte mit ihm häufig in der lebhaftesten Unterhaltung über Berg und Thal. Vielleicht hat sich Müller damals schon die Kenntniß der italienischen Sprache erworben, durch welche er noch in seinen letzten Lebensjahren im Stande war, sich seine Mußstunden mit der Lektur des Tasso, Dante, Ariosto und Bojardo, Goldoni und Gozzi, Alfieri und Manzoni zu verkürzen.

Wie sich aus der Romantik Müllers Ansicht über die Stellung der Philosophie zur Poesie und seine damalige Abneigung gegen die Kantische Philosophie erklärt, so auch seine gleichzeitige Hinneigung zu Schelling. Hatte dieser doch, indem er den bei Fichte einseitig subjektiv auftretenden Idealismus vom Standpunkte der Naturphilosophie weiter ausbildete und die Identität von Geist und Natur, von Denken und Sein mit der Machtvollkommenheit eines Sehers oder Philosophen von Gottes Gnaden als das alle bisherigen Schwierigkeiten und Zweifel lösende Prinzip proklamirte, die Philosophie zum Gegenstand und Erzeugniß der geistigen Intuition, der intellektuellen Anschauung gemacht, welche angeblich aus der absoluten Vernunft entsprungen, doch wesentlich ein Akt der Phantasie war. Die Keckheit, mit welcher Schelling, alle dialektische Vermittelung dieses Prinzips verschmähend, hervorgetreten, war ganz nach Müllers Geschmack, stimmte ganz zu seinem feurigen Temperament und der Ungeduld seines wissenschaftlichen Strebens. – In näherer Verbindung hiermit stand auch Müllers Begeisterung für *Gothe's Faust* oder vielmehr für das Fragment desselben von 1790; denn die meisten spätern Zusätze, welche den ersten Theil ausfüllen und abschließen sollten, wollte er durchaus nicht als ebenbürtig anerkennen. Abgesehen von der Scene in Wald und Höhle, wo er in Fausts herzinniger mystischer Versenkung in das Leben der Natur ein Gefühl und einen Trieb seiner eigenen Brust erkannte, war es der Anfangsmonolog und in diesem vor Allem die Anschauung des Makrokosmos und die magische Beschwörung des Erdgeistes, was ihn mit Entzückungschauern durchdrang. Und in dem Geister beschwörenden und auf dem Gebiete der

Erkenntniß mit Verschmähung alles scholastischen Krams keck nach dem Höchsten greifenden Faust sah Müller den poetischen Vorläufer Schellings.

Kein Wunder, daß er unter den damals in Jena lehrenden Philosophen Lorenz *Oken*, dem geistreichen und zugleich gesinnungsvollen Schüler Schellings den Vorzug gab, welcher in einem so seltenen Grade die magische Kraft besaß, der Natur ihre Geheimnisse abzulocken. Oken war ihm überdies durch seinen strelitzer Namensvetter und Lehrer, welcher ihn aus seinen Schriften, besonders aus seinem Lehrbuch der Naturphilosophie kennen gelernt hatte, in einem Briefe aus dem Sommer 1810 aufs wärmste empfohlen worden²⁶). Diese Empfehlung spornte Müllern vollends zum Besuch der Okenschen Vorlesungen über Naturphilosophie an. Wenn er jedoch trotz des Fleißes und Eifers, mit welchem er ihnen beiwohnte, davon nicht die volle Frucht erntete und keine nachhaltige Anregung erhielt, so lag die Schuld hauptsächlich daran, daß ihm von der Schule her die nöthigen positiven Kenntnisse in der Naturgeschichte mangelten und trotz seines lebendigen Naturgefühls der Sinn für wissenschaftliche Auffassung der Naturerscheinungen in ihm nicht entwickelt worden war. Diese Lücke in der Bildung ist ihm bis an sein Lebensende geblieben und gerade in seinen letzten Lebensjahren, als er sie vollends nicht mehr auszufüllen vermochte, bei seinem Bestreben, sich mit allen Zweigen des Schulunterrichtes möglichst vertraut zu machen, tief von ihm bedauert worden, wenn er auch nach seiner Weise sich darüber gewöhnlich nur scherzhaft auszusprechen pflegte: „kann ich im Winter und selbst zur Blütenzeit einen Kirschbaum nicht von einem Apfelbaum unterscheiden, so tröste ich mich mit dem Spruch: an ihren Früchten wirst du sie erkennen.“

Mit dem Besuch philosophischer Vorlesungen hatte Müller in Jena überhaupt kein Glück. Auf diesem Felde herrschte damals, abgesehen von Oken, eine gewisse Dürre. *Fries*, in dessen Vorträgen und Umgang er ohne Zweifel Anregung und Genuß gefunden hätte, war damals noch nicht von Heidelberg zurückgekehrt. *Bachmanns* trocken abgelesene Geschichte der Philosophie, zu welcher er einen brennenden Wissensdurst mitgebracht hatte, ließ ihn gänzlich unbefriedigt, ja reizte ihn zu bitterm Unwillen, und des ohnehin durch vornehm strenge Führung des Prorektorats verhaßten Eklektikers *Ulrich* heftgemäß spaßhaften Vorträge über Logik entlockten ihm ein mitleidiges Lächeln. Ging doch, wie die Sage erzählt, die Gedankenlosigkeit dieses Mannes so weit, daß er mehr als einmal die an verschiedenen Stellen seiner Hefte eingeschaltete Bemerkung: „hier pflege ich einen Witz zu reißen“ ohne Anstoß ablas, wobei denn die Zuhörer den Witz mit schallender Posaune oder mit Getrommel vorweg gaben.

XIII.

Nur theilweise besser ging es Müllern mit den *philologischen* Vorlesungen, zu welchen er von vorn herein mit dem gleichen Eifer eilte, wie zu den geschichtlichen. Im ersten Jahre zwar fand er noch lebhaftere Anregung, Genuß und reichliche Gelegenheit zur Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse in den Sprachen und der Literatur des klassischen Alterthums bei dem damals erst 25jährigen Privatdozenten Georg Ludwig *Walch*, welcher sich nachmals durch seine *Emendationes Livianae* sowie durch seine Ausgaben von Tacitus, Agricola und Germania einen ehrenvollen Namen erworben hat. Zu seinem großen Leidwesen aber verließ Walch schon 1811 Jena, um eine Lehrstelle am grauen Kloster in Berlin zu übernehmen. Müller empfand seinen Abgang um so schmerzlicher, da der Mann, welcher damals die Philologie in Jena vorzugsweise zu vertreten hatte, und durch seine Talente und ungemein ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse das Bedeutendste zu wirken befähigt war, der Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst H. K. Abr. *Eichstädt*, seinem Namen und seiner Pflicht als akademischer Lehrer nur sehr mangelhaft entsprach. Vielgepriesen wegen seiner durch ihr reines und elegantes Latein ausgezeichneten Programme und Reden, sowie wohlverdient um ein gründliches Studium der Philologie durch seine zahlreichen Rezensionen in der 1803–1804 von ihm geleiteten „neuen jenaischen

allgemeinen Literaturzeitung“, vernachlässigte er, obgleich damals noch im besten Mannesalter stehend, seine Kathedervorträge. Mit seinen oft unterbrochenen enzyklopädischen Vorlesungen vereinte sich mühsam eine im ganzen oberflächliche Erklärung der Klassiker, und auch die *schola latina* lieferte nur kärgliche Ausbeute. Was Müller bei ihm vor Allem vermißte, war die durchgängige Lebendigkeit des Gefühls und der Phantasie, welche er bei Walch gefunden hatte. Nicht als ob es Eichstädt im Grunde daran gefehlt hätte: er war vielmehr wie Wenige im Stande, wenn es ihm Ernst wurde, seine Zuhörer wirklich für den Gegenstand seiner Vorträge zu begeistern und sie namentlich bei der Erklärung einzelner Stellen der alten Klassiker zur Bewunderung poetischer Schönheiten hinzureißen. Aber dergleichen Genüsse bereitete er seinen Zuhörern nur sporadisch; ihm fehlte die rechte Ausdauer, um sie tiefer und nachhaltig anzuregen und die reichen Schätze des Alterthums zu vollem Genuß vor ihnen auszubreiten.

Diese in der That sträfliche Vernachlässigung seiner Kollegien erzeugte in Müllern mit der Zeit einen gewaltigen Unwillen gegen ihn, welchem er einmal mit echt burschikoser Rücksichtslosigkeit und Derbheit Luft machte. Als er eines Tages mit seinen Landsleuten vom Burgkeller kam, wo sie zu Mittag gegessen hatten, blieb er vor der gegenüber liegenden Wohnung Eichstädts stehen und rief, auf die Wohnstube des mißliebigen Professors hinweisend, zornentbrannt in mecklenburgischem Platt aus: „Da sitzt nun das Rindvieh und zählt seine Laubthaler, und uns läßt er verschmachten. Er ist ein Philolog sondergleichen; aber was hilft's, uns gibt er nichts!“ Diese Worte, mit welchen zugleich auf den Geldgeiz des sehr wohlhabenden Hagestolzen angespielt war, schrie Müller so laut, daß man sie über den ganzen Kirchplatz hinüber hören konnte und die Kameraden, um ärgerm Skandal vorzubeugen, ihn eilends mit sich fortzogen.

Sein philologischer Eifer ward übrigens durch die spärliche Nahrung, welche er in den Vorlesungen erhielt, durchaus nicht abgekühlt; vielmehr blieben die alten Klassiker, besonders die Geschichtsschreiber und die Dichter fortwährend dermaßen seine Lieblingsbeschäftigung, daß sein Vater, dem dies durch ihn selbst und durch K. Müller kund geworden war, ihm wiederholt in großer Besorgniß schrieb, ob er denn neben der Philologie auch die Theologie treibe und schon gepredigt habe; er solle das doch recht bald und oft thun und die Predigten sauber geschrieben an den guten Herzog schicken. Unter den alten Geschichtsschreibern galten ihm Thukydidēs und Tacitus über Alles; den ersten besonders studierte er so fleißig, daß seine Freunde, welchen er oft die ihm am meisten ansprechenden Stellen aus dem Gedächtnis vortrug, ihm zu seinen übrigen Beinamen noch den des kleinen Thukydidēs hinzu ertheilten. Sein Lieblingsdichter war neben Homer Sophokles. Als eines Tages Eichstädt eine Stelle dieses Dichters in ihrer ganzen Schönheit ergreifend wiedergegeben hatte, rannte Müller aus dem Hörsaal auf den Markt, rezitirte sie dort seinen zahlreich versammelten Freunden und gerieth dabei in solche Ekstase, daß er ausrief:

„Griech', o hätt' ich bekränzt dein Haupt
mit dem Laube des *Eichbaums!*“

Als sein Freund Darjes ihm hierauf scherzhaft drohend sagte: „Theodor, Theodor, du wirst am Ende über dem Sophokles deinen alten ehrwürdigen Vater Thukydidēs vergessen,“ gab er zur Antwort: „mein lieber Bruder, nimmermehr; ich meine sie alle beide!“

Je weniger die Vorlesungen der Professoren Müllern Genüge thaten, desto begieriger suchte er, wie schon auf dem Gymnasium, durch Privatfleiß seinen Wissensdurst zu stillen. Zugleich befriedigte er sein lebhaftes und unablässiges Bedürfniß, über die jeweiligen Gegenstände seines Studiums seine Gedanken mündlich auszutauschen, theils durch gelegentliche Unterhaltungen mit seinen Freunden auf Spaziergängen oder in Kneipen, theils durch förmliche Vorträge oder Vorlesungen, welche auf der Wohnstube eines Studiengenossen abwechselnd von einem derselben gehalten wurden und an welche sich mehr oder minder geregelte und gründliche Disputationen anschlossen. Bei solchen Gelegenheiten zeichnete sich Müller ebenso sehr durch Klarheit und Gründlichkeit der

Gedanken als durch das Feuer seiner Rede und durch die Gewandtheit, Lebendigkeit und Eindringlichkeit seiner schriftlichen Darstellung aus, was die Freunde auf Stammbuchblättern und in Briefen aus später Zeit noch dankbar anzuerkennen sich gedrungen fühlten. Auch in Jena war er wie in Strelitz allen geistig strebenden Genossen mit Rath und That beizustehen immer bereit, sowie er hinwieder wissenschaftliche Anregungen und Belehrungen von ihrer Seite stets willig und dankbar annahm.

Zu denjenigen Freunden, mit welchen Müller sich am ernstlichsten und liebsten über philologische Gegenstände unterhielt und gemeinsame Studien pflog, gehörte in der ersten Zeit Georg Friedrich *Schömann*, jetzt Professor der alten Literatur an der Universität Greifswald, welcher sich durch seinen attischen Prozeß und verschiedene andere antiquarische Schriften einen so ehrenvollen Rang unter den Philologen Deutschlands gesichert hat. Beide bewohnten im Sommer 1810 dasselbe Haus, besuchten mit einander mehrere Kollegien und hatten wesentlich übereinstimmende wissenschaftliche Interessen. So fehlte es nicht an Stoff zu einem belebenden und anregenden Gedankenaustausch, infolge dessen sie sich bald auch gemüthlich näher traten. Schömann war der Jüngere, erst siebzehn Jahre alt, aber an positivem Wissen in der klassischen Philologie Müllern etwas überlegen; dieser hingegen übertraf jenen nach dessen eigenem Zeugniß an allgemeiner Bildung und philosophischer Anlage, so daß sie einander trefflich ergänzten. Auch übte Schömanns geregelter Fleiß und der feste Ernst seines Strebens einen sehr vortheilhaften Einfluß auf den in den ersten Wochen und Monaten des „Fuchssemesters“ von dem neuen Wein der akademischen Freiheit berauschten Hausgenossen aus. Müller erkannte dies auch dankbar an, und wie er denn seine Fehler und Verirrungen immer ohne die geringste Beschönigung, ja oft mit groben Uebertreibungen Andern eingestand, so schrieb er dem jüngeren Mentor in die Passow'sche Ausgabe des Musäus, welche er ihm schenkte, die Worte: „Dieses Buch, mein trauter Sch., schenke ich Dir zur Erinnerung an mich und zum Danke dafür, daß Du mich wieder für gründliche Studien gewonnen hast.“ Natürlich, daß die gründlichen Studien nicht das Einzige waren, was die jugendlichen Freunde mit einander trieben, oder daß sie sich nicht auf die Philologie beschränkten. Da wurde in Gesellschaft anderer munterer Gesellen mancher lustige Streich *con amore* ausgeführt, besonders Ausflüge nach nähern und fernern Zielen, namentlich nach dem vortrefflichen köstritzer Bier, welches Müller als wackerer Philologe am liebsten „aus der Quelle schöpfte“ und vielleicht gründlicher als Schömann. Einmal geriethen sie gar auf den Einfall, sich oben im Walde bei den Ruinen der Kunitzburg anzusiedeln. Sie ließen sich dort eine Laubhütte bauen und hielten dort richtig aus, – bis schlechtes Wetter sie nach Jena zurücktrieb. Leider dauerte dieser innige und lebhafteste Verkehr nur einen Sommer. Als Schömann im Herbst eine andere Wohnung bezog und beide in Verbindungen kamen, welchen der Andere fern stand, sahen sie sich, obwohl sie beständig gute Freunde blieben, seltener, und Schömann erfuhr später mehr durch Andere als durch eigene Anschauung, „daß Müller sich einem etwas unregelmäßigen Treiben hingegeben habe.“

XIV.

Dieser Ruf war nichts weniger als übertrieben. Nicht selten entzog Müller sich Wochen lang hartnäckig den Hörsälen und dem studentischen Verkehr. Alsdann schweifete er, wie man hinterdrein erfuhr, mit einem Klassiker in der Tasche des Fluschkrockes allein auf Bergen herum und hielt Nachtquartier in den Dörfern, Abends die Sitten und Bräuche der Bauern in den Kneipen erforschend; oder er hatte sich in die streng verschlossene Einsamkeit des Studierzimmers vergraben, um nach alter Gewohnheit auf dem Bauche liegend und den mit Folianten aus der Universitäts-Bibliothek bedeckten Boden pressend die geistige Beute zu erhaschen, nach welcher ihn gerade gelüstete. Denn so ernstlich auch sein ursprünglicher Studienplan gemeint war: er konnte immer noch nicht der Versuchung widerstehen, jedem besondern Gegenstand der Wissenschaft oder Kunst, für den er sich auf irgend einen Anlaß hin erhitzt hatte, sofort all seine Zeit und all seine Kräfte so lange

ausschließlich zuzuwenden, bis er ihn ganz bewältigt oder sich satt gekostet hatte, worauf er sich denn wieder eine Weile nach Lust und Laune auf den Wogen des burschikosen Gesellschaftslebens schaukelte und herumtreiben ließ.

Ein von K. Horn überliefertes Beispiel seiner Ab- oder Ausschweifung im Studium möge hier um so eher Platz finden, da es zugleich als Beleg für seine außerordentliche Dienstfertigkeit dient. Senior *Schnelle* hatte sich im Sommer 1811 nach Heidelberg begeben, um für die Stiftung einer *Vandalia* zu wirken, und war durch Krankheit Monate lang dort zurückgehalten worden; erst im Januar 1812 wurde er von seinen Bundesbrüdern zu Weimar abgeholt und im Triumph nach Jena geleitet, bei welcher Gelegenheit, nebenbei bemerkt, die durch die Freude des Wiedersehens und die Gewalt des doppelten oberweimarschen Bieres erzeugte allgemeine Trunkenheit bei nächtlichem Schneegestöber Reiter und Schlittensfahrer dermaßen zersprengte und auf Abwege führte, daß ihrer mehrere, unter ihnen Müller, bereits daran waren, den steilen Abhang des Schneckenberges hinunter zu purzeln und von den Nachkommenden auf ihr Zetermordigeschrei nur mit genauer Noth unter den aufgethürmten Schneelawinen hervorgezogen wurden. Durch die unerwartet lange Abwesenheit nun war eine weitklaffende Lücke in *Schnelle's* Pandektenstudiums entstanden. Da erbot sich Müller, sein Liebling und Schützling, dieselbe mit ihm in „Ziegenhains friedlicher Stille“ auszufüllen. Das Manuskript eines fleißigen Kollegengängers mußte mit ihnen dorthin wandern und Theodor hielt schreibend oder diktirend, studirend und repetirend dort mit seinem Freunde aus, bis das Versäumte, so gut es anging, nachgeholt war. Wie viel juristischer Takt von dieser Beschäftigung her in Theodor zurückgeblieben, und wie mannichfach die Störungen gewesen sein mögen, welche ankommende und abgehende Besucher nach ziegenhainer Biere lechzend den emsig Studirenden aus liebevoller Theilnahme zu deren Erholung von der schweren und trockenen Arbeit freundlichst gewidmet haben, wer vermag das auszusprechen?!

Bei einem solchen Treiben behielten Müllers reiche und mannichfaltige Kenntnisse auch in Jena noch eine gewisse Ungleichheit und Zerrissenheit, und es mußten seiner Genialität späterhin ruhigere Zeiten zu Hülfe kommen, um in die von allen Seiten her aufgespeicherten Schätze seines Wissens Ordnung und Zusammenhang zu bringen. Dies war nicht möglich in dem Gewühl und den oft wilden Ausbrüchen des akademischen Freiheitslebens, in welches sich Müller jeweilen um so begieriger und rücksichtsloser wieder hineinstürzte, je strenger er ihm zeitweise entsagt hatte.

Im Laufe der Semester hatte sich Müller zu einem klassischen „Kneipgenie“ ausgebildet. Sein feuriges Temperament, seine reizbare Sinnlichkeit, sein ungemein lebendiger Trieb zur Geselligkeit, die heitere, seine Phantasie beschwingende und seinen fein gespitzten Lippen die lustigsten Witze entlockende Stimmung, in welche, wie bereits bemerkt, schon der mäßige Genuß geistiger Getränke in vertraulichem Kreise ihn versetzte, die ungemaine Beliebtheit, welche er schon deshalb bei seinen Kameraden genoß, und die starke Versuchung, in welche diese durch das lebhaftere Verlangen nach seiner Gesellschaft ihn nur zu häufig führten, der unter ihnen herrschende Brauch und Ton sowie das großartige Beispiel, welches viele unter ihnen ihm gaben: das Alles dient zu mehr als hinreichender Erklärung dieser Eigenthümlichkeit, welche sich seitdem durch einen großen Theil seines Lebens hindurchgezogen hat. Im gewöhnlichen Leben war nach der Versicherung von Augenzeugen der damalige jeneser Bursche zwar größtentheils mäßig, aber größere Kommerse, ja auch die in kleinern Kreisen gehaltenen sogenannten Hospize arteten nicht selten in Saufgelage aus und gehörten eben bei manchem Studiosus zum „gewöhnlichen Leben“. Namentlich auf dem Burgkeller, dem gewöhnlichen Kosthaus und Sammelplatz, in Ziegenhain und Lichtenhain, den beliebtesten „Exkneipen“ der Vandalen, wurde scharf gezecht. Es gab unter ihnen Trinker, welche es – bis auf 20, ja 28 große Selterkrüge Bieres gebracht hatten. Einer von ihnen, welcher uns die Verschweigung seines Namens wohl nicht mehr übel nehmen wird, versicherte einst auf dem Burgkeller ganz ernstlich, „er werde erst dann durstig, wenn man schon das edle Bier der von ihm geleerten Kanonen in seinem Leibe

kollern höre“. So arg trieb's nun freilich Müller nicht; auch war es nicht die Befriedigung der bloßen, entgeisteten Sinnlichkeit, in welcher er Genuß fand, sondern die damit verbundene geistige Anregung. Aber er gewöhnte sich unter den genannten Umständen in Jena immer mehr daran, über den Durst zu trinken, und in den letzten Semestern zeigte sein unsterblicher Flauschrock zum ehrerbietigen Staunen der Fuchse immer zahlreicher die buntgemischten Spuren der verschiedenen Bierstraßen, die mit Heldenkraft zu durchziehen dem alten Burschen von echtem Schrot und Korn wohlgefallen hatte.

Bei einem solchen Treiben kann es nicht befremden, daß Manche, die Müllern sonst schätzten und liebten, an ihm irre wurden und bedenklich über ihn den Kopf schüttelten, selbst *Luden*, welcher einst gegen Schömann äußerte, Müllers Feuer sei nur ein Strofeuer, hinter dem nichts stecke. Zu der Aeufßerung eines so üblen Urtheils hatte übrigens noch ein besonderer Vorfall beigetragen, welcher Luden persönlich anging. Im Jahr 1811 oder Anfangs 1812 war in der jenaer Literaturzeitung eine Rezension der Fr. Schlegelschen Vorlesungen über die neuere Geschichte erschienen. Müller kam mit seinem Freund und Bundesbruder L *Zander*, nachmaligem Direktor der Domschule zu Ratzeburg, über den Verfasser jener Rezension in einen lebhaften Streit und Wortwechsel. Z. behauptete, sie sei von Luden, M. dagegen, das sei undenkbar; er traue sie Luden nicht zu. Der Streit wurde so lebhaft, daß man beschloß, Luden selbst deshalb anzugehen. Es geschah. Luden bekannte sich als Verfasser und wunderte sich, daß M. ihn nicht erkannt habe. Z. stieg durch diesen Vorfall ebenso hoch in Ludens Gunst, als M. darin sank. So ein vortrefflicher, liebevoller, ja hochsinniger Mensch Luden auch war, so war er doch von einer gewissen Eitelkeit nicht frei. Für die Dauer aber konnte er Müllern weder zürnen noch seinen wahren Werth verkennen, und als er ihm bei seinem Abgang von Jena das übliche Zeugniß über den Besuch seiner Kollegen ausstellte, fühlte er sich zu dem Zusatz gedrungen: „ich kann mir hierbei die Freude nicht versagen anzumerken, daß mir Herr Müller durch nähern Umgang auf mannichfaltige Weise als ein ausgezeichnete junger Mann von vorzüglich schönem Talent und dem regsten Eifer für alles Große und Herrliche bekannt geworden ist, der zuverlässig bedeutende Erwartungen nicht unerfüllt lassen wird.“

Daß in Müller die edlere Natur immer wieder die Oberhand gewinnen und für die Dauer behaupten werde, daran zweifelten am allerwenigsten gerade diejenigen, welche die nächsten Zeugen und Genossen seines wunderlichen Treibens waren. Lieferte er ihnen doch häufig genug den Beweis, daß er den aus den Wogen des Sinnenrausches ihn sicher emporhebenden Gürtel der Leukothea, die seltene Kraft des sittlichen Willens besaß, sich jederzeit Halt zu gebieten und sich vom Genuß und mitten im Genuß zu erstem und edlem Streben zusammenzuraffen. So geschah es oft, daß er spät Abends von Lichtenhain oder Ziegenhain nicht allzufesten Trittes heimkehrend sich noch an die Studien machte und seine aufgeregte Phantasie an griechischer Literatur beruhigte. Mehrmals saß er dann mit seinem Freunde *Hahn* noch um Mitternacht an einem griechischen Tragiker und klopfte hier und da einen Bekannten heraus, bei dem ein größeres Lexikon nachzuschlagen war.²⁹⁾

Zu den liebsten Genüssen Müllers gehörte das weimar'sche *Theater*, wo sein Kunstsinne reiche Nahrung fand. Dagegen war er durchaus kein Freund von großartigen Suiten und Festlichkeiten der gesammten Studentenschaft, bei welchen mehr oder minder Gepränge und leere Förmlichkeit als gemüthliche Vergnügung stattfand. An allgemeinen Kommersen, Ausritten, Aufzügen zum Rektorsratswechsel, Faschingsmaskeraden, Ständchen u. dergl. nahm er nur so weit Antheil, als er nicht ausweichen konnte; am liebsten spielte er dabei den lächelnden und spöttelnden Zuschauer. Eine 1812 zu Napoleons Geburtstag veranstaltete Illumination begleitete er, im Verein mit zwei Kameraden die Stadt durchziehend, mit einer steinerweichenden Katzenmusik. Gab's aber bei irgend einer Gelegenheit unversehens Händel mit Philistern, so schlug Müllerchen, so sehr ihm dergleichen im Grunde zuwider war, trotz seines schwachen Armes wacker mit drein; das war eine Ehrensache für ihn, wäre ihm aber einmal beinahe recht übel bekommen. In der Neujahrsnacht von 1810 auf 1811 gab es eine großartige Knotenprügelei auf der Oelmühle. Den Anlaß dazu hatten die

Studenten gegeben, deren einige die Tänzerinnen der dort versammelten geringern Bürger und Handwerksgelesen wie feile Dirnen behandelten. Geringer an Zahl empfangen die ersten Urheber den wohlverdienten Lohn in reichem Maße und konnten sich nur durch einen meisterhaften Rückzug vor noch empfindlicherer Vergeltung retten. Nachher, als von Jena her Sukkurs anlangte, wurde die Scharte zwar durch Erstürmung der Oelmühle und Behauptung des blutbedeckten Tanzplatzes wieder ausgewetzt; wer aber zuvor schon seine Wunden oder Beulen empfangen hatte, dem wurden sie dadurch nicht abgenommen, und unter diesen befand sich auch Freund Theodor. Doch war es ihm noch nicht so schlimm gegangen wie dem Holsteiner M. . . , welcher wochenlang noch mit einem bunten Gesichte umherging und klagte, daß ein altes Weib ihn so zugerichtet habe.

In der *Sylvesternacht* pflegte es überhaupt in Jena toll herzuzugehen, und die Burschen gestatteten sich selbst unter einander derbere Foppereien und rohere Späße, als ihnen zu jeder andern Zeit erlaubt gewesen wäre. So steckte *Schnelle* in der Nacht von 1811 auf 1812 dem kleinen Renommisten M. . . auf dem Burgkeller heimlich ein Bündel Frösche in die hintere Rocktasche. Durch einen Schwefelfaden angezündet schießt der Feuerstrahl hervor. Unter dem allgemeinen Geschrei: er hat Raketen im H. . . ! läuft M. . . wie ein rasendes Pferd über den Markt nach dem Brunnen, wo ein Eimer Wasser ihn zwar von dem heißen *purgatorio*, nicht aber von den Brandmalen in Rock und Backen befreit.

Zur Fachingszeit 1811 ging Müller einst mit Freund Darjes, dem die Mummereien ebenso zuwider waren wie ihm, über den Markt, um sich nach dem Burgkeller zu begeben. Mit dem Ausruf: „sieh“, Brüderchen, was ist da!“ bleibt er plötzlich stehen. Ein Bruder Studio, in den Gottseibeius verummmt, hatte den Wagen eines dort haltenden Bauern bestiegen, die Leine ergriffen und fuhr ganz bedachtsam auf dem Markt herum. Der Bauer aber, welcher keinen Spaß verstand, hatte die Peitsche von der Schulter genommen und bemühte sich durch gewichtige Hiebe den Teufel auszutreiben. Der kleine Müller rennt beim Anblick dieses Auftritts sofort herzu, schlägt mit seinem Ziegenhainer tapfer auf den Bauern los und befreit so unter der Aegide des sogleich nachgeeilten Darjes den Teufel von seinem böotischen Peiniger. –

XV.

Während so unser jenenser Student bis in die Mitte des Jahres 1812 hinein in *dulci jubilo* und scheinbar ganz unbekümmert um alle Welthändel lebte, hatten sich für Deutschland, sofern damals überhaupt von einem Deutschland die Rede sein konnte, ja für ganz Europa die Zeiten immer ernster und ahnungsvoller gestaltet. Die Tragödie der Napoleonischen Weltherrschaft hatte ihre Peripetie erreicht und näherte sich in beschleunigter Bewegung der Katastrophe. Seit dem wiener Frieden von 1809 hatte Napoleon die letzten Reste von Mäßigung und Scham als überflüssig von sich geworfen und durch immer neue Handlungen der Willkür und Gewalt sein letztes Ziel, ganz Europa unter seinen Willen zu beugen, immer unverhohlener verfolgt. Kaum war im Süden Rom als zweite Hauptstadt dem Kaiserreich einverleibt worden, so traf im Norden – anderer willkürlicher Veränderungen in Deutschland nicht zu gedenken – das gleiche Loos Holland als eine Anschwemmung des Rheins, der Maas und der Schelde, der großen Pulsadern des französischen Reiches, und zugleich die deutschen Küstenländer der Nordsee. Zwar hatte Napoleon wiederholt und noch unmittelbar vorher aufs bestimmteste erklärt, die Grenzen Frankreichs würden sich nie über den Rhein ausdehnen; aber die Durchführung des Kontinentalsystems – so lautete diesmal die Formel – verlangte, daß die Herrschaft Frankreichs bis zur Ostsee ausgedehnt werde; somit gehörten unter sie die Mündungen der Ems, Weser und Elbe, sowie die alten Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck, und Frankreich zählte einige Departemente mehr. Wie vielerlei und wessen Rechte durch diesen einen Gewaltstreich mit Füßen getreten wurden, daß namentlich der am härtesten getroffene Herzog von Oldenburg der nächste Verwandte des russischen Kaisers war, das kam nicht mehr in Betracht. Nach den Erfahrungen von 1809 und 1810 mußte in Deutschland alles Staunen oder Verwundern über politische

Veränderungen, welche dem Kaiser zu verfügen beliebte, aufhören. Niemand konnte wissen, ob nicht morgen oder heute die Reihe ihn treffen würde. Kein Bestand erschien mehr gesichert. Zu dem innern Unbehagen und der Erbitterung über die rücksichtsloseste Verhöhnung alles Nationalgefühls kam ein grausenhaftes Anwachsen der äußern Noth, besonders seit dem Jahr 1811. Infolge der trotz des Heuchelscheins fortgesetzter Freundschaft immer zunehmenden Spannung zwischen den Kaisern Napoleon und Alexander sowie dem insgeheim mit diesem einverstandenen Schweden zog sich schon im Frühjahr zwischen Oder und Elbe ein französisches Armeekorps zusammen. Die Durchmärsche und Einquartierungen lasteten ganz besonders schwer auf dem schon seit 1806 hart genug mitgenommenen Mecklenburg. Zogen doch durch die kleinen Städte Neubrandenburg und Friedland allein, wie Freund Lunecke entrüstet und in banger Erwartung der kommenden Dinge an Müllern nach Jena schrieb, in weniger als einem halben Jahre an 150,000 Mann (nach Stettin und Danzig, Küstrin und Glogau), und immer noch wollte das kein Ende nehmen. Die Folgen dieser Vorgänge machten sich bis nach Jena fühlbar: die Vandalen-Wechsel wurden immer knapper und liefen immer unregelmäßiger ein. Der Geldmangel daheim ward nach und nach so groß, daß die Rentämter den meisten Beamten auf halbe, ja ganze Jahre keine Gehalte mehr auszahlen konnten, daß selbst der Herzog ebenso lang keinen Thaler bekam und ein allgemeiner Indult auf fünf Jahre verkündet werden mußte. Wie gerade Müller hierdurch besonders schwer zu leiden hatte, werden wir bald erfahren. Das Jahr 1812, welches Napoleon mit der gewaltsamen und durchaus rechtswidrigen Besitznahme von Schwedisch-Pommern und Rügen von Mecklenburg aus eröffnete, brachte nichts weniger als Linderung. Der schon lange unter der Asche glimmende Krieg mit Rußland loderte endlich auf. Im Juni ging Napoleon über den Niemen. Die Rheinbündler, deren Söhne bereits zu Tausenden gegen die heldenmüthigen Spanier ihr Blut verspritzten, um den geborstenen Königsthron des Kaiserbruders Joseph zu kitten, mußten zu der über eine halbe Million Kämpfer zählenden „großen Armee“ allein über 100,000 Mann liefern. Der ohnmächtige und willenlose Preußenkönig mußte mitmachen; der Kaiser von Oestreich durfte sich gegen den übermächtigen Schwiegersohn nicht ungefällig erweisen. Die Noth und das Elend stieg zum Gipfel. –

Zugleich aber durchschauerte das Vorgefühl einer großen Entscheidung die Herzen und half den patriotischen Sinn in Deutschland beleben und kräftigen. Auch unter den nach Befriedigung der ersten Paukwuth wieder zur Besinnung über ihre vaterländische Bestimmung gelangten jenaer Vandalen regte er sich immer mächtiger, gab sich immer entschiedener und lauter kund. Der *landsmannschaftliche Geist ging in den burschenschaftlichen über*. Ein treues und lebendiges Zeugniß dieser Uebergangszeit ist Th. Müllers *Stammbuch*. Diese ungemein reiche Sammlung von Gedenkblättern enthält außer den üblichen Memorabilien oder Erinnerungen an ernste und heitere Erlebnisse aus der akademischen Zeit die buntesten Wahlsprüche in Versen und in Prosa, theils derbe und rohe oder anständige und harmlose Ausbrüche der jugendlichen Lebenslust und des burschikosen Uebermuthes, besonders gegenüber der „Philisterwelt“, theils Kundgebungen des wärmsten Freundschaftsgefühls sowie des landsmannschaftlichen Sondergeistes und der damit verbundenen unpatriotischen Raufsucht, theils aber auch – und deren Zahl ist in den Blättern von 1811 und vollend von 1812 bei weitem überwiegend – Mahnungen zur Verfolgung erhabener und edler, wissenschaftlicher, sittlicher und insbesondere patriotischer Ziele, Aeußerungen des lebhaften Sehns und Verlangens nach nationaler Selbständigkeit und Freiheit und des Hasses gegen den fremden Zwingherrn.

Von einer förmlichen Organisation zur praktischen Durchführung patriotischer Zwecke war damals bei den Vandalen ebenso wenig die Rede wie bei den übrigen Jenensern; aber der Austausch der betreffenden Ideen wurde immer häufiger und lebhafter, die bisher verzagt oder vorsichtig zurückgehaltenen Aeußerungen des patriotischen Unmuthes und des Hasses gegen Napoleon wurden, wie in den aus der Heimat anlangenden Briefen, so auch unter den Bundesbrüdern immer allgemeiner und offener. Früher auf die engern Kreise der

vertrautesten Freunde beschränkt und nur in deren Wohnzimmern oder auf einsamen Spaziergängen laut geworden, schwollen sie, kurz bevor Napoleon auf dem Gipfel und zugleich dem Wendepunkte seines Glückes und seiner Macht anlangte, zu einem gemeinsam unter freiem Himmel auftönenden Freiheitsruf der gesammelten Vandalia an.

XVI.

In der Nacht vom 5. auf den 6. September 1812, also einen Tag vor der mörderischen Schlacht an der Moskwa und zehn Tage vor dem stolzen Einzug des bis dahin siegreichen Frankenkaisers in die alte Czaarenburg zu Moskau, feierten die Vandalen *auf der Kunitzburg* das erste deutsch-patriotische *Studentenfest* unseres Jahrhunderts, das Vorbild der spätern Burschenfeiern. Ein von zutragenden Holzsammlern aus dem benachbarten Buchwalde reich genährtes Wachtfeuer loderte dort innerhalb der wenigen Trümmern mittelalterlicher Ritterlichkeit auf und sprühte seine Flammen und sein Licht weit hinaus in das liebliche Saalthal. Unter donnernden Kriegsgesängen und begeisterungsvollen Ansprachen und Ausrufen gegen Tyrannenmacht und für die zu erringende Freiheit des geknechteten Vaterlandes kreisten die mit kräftigem Rosenbier gefüllten Humpen in der mond hellen Nacht, bis geschäftige Hände es übernahmen, durch Bereitung gerösteten Fleisches und belebenden Kafe's die Festgenossen zum würdigen Empfang der nahen Sonne vorzubereiten. Gleich den ersten Eidgenossen auf dem Grütli erhob sich nun um die neugeschürte Glut die in Kampfbegier bis zum Ueberkochen aufbrausende Schaar, schloß kraftbewußt die Hände in einander, schwur mit einem Weheruf über die trübe Gegenwart unverbrüchliche Treue und Ergebenheit dem Vaterlande und begrüßte triumphirend die ersten Strahlen der in prächtigem Glanze am reinen Horizont hervorglühenden Morgensonne als das willkommene Sinnbild naher Erfüllung der tief in der Brust gehegten patriotischen Sehnsucht nach Erlösung.

Plötzlich aber wurde die bis zur äußersten Höhe getriebene Feststimmung durch das Hervorstürmen einer seltsamen weiblichen Gestalt aus dem Grunde des erst schwach erhellten Waldes unterbrochen. In der Stellung einer Kriegerin, welche drohend den nervigen Arm der entsetzten Feindesrotte entgegenstreckt, wie zur Abwehr entschlossen auf die Pistolen in ihrem Gürtel hindeutend, stieß sie geflügelte Worte der Verwünschung aus über die Frevler, welche die ihre Waldeinsiedelei umgebenden Holzstöße beraubt hatten, und forderte sofortige Genugthuung. Es war die in das schaurige Geheimniß ihrer jähen Flucht aus der Heimat gehüllte „schwedische Gräfin“, welche mit einem Sohn oder Diener die der Welt verborgene Waldstätte bei der Kunitzburg zum phantastischen Aufbau eines Häuschens erkoren hatte und dort seit einigen Jahren ein einsames Still- und Warteleben führte. Die Ursache soll nur wenigen Professoren Jena's, namentlich Griesbach bekannt gewesen sein, durch dessen Vermittlung sie die Kosten des Unterhaltes bestritt. Voll Bewunderung und Ehrerbietung und zugleich nicht ohne ein beschämendes Schuldbewußtsein stand die patriotische Jünglingsschaar vor der muthigen Frau; ihr gewichtigster Sprecher trat hervor und stammelte besänftigende Worte der Entschuldigung und des Versprechens, vollen Ersatz zu leisten. Diesen sich verbittend zog die Heldin sich in die schattigen Gründe des feenhaften Buchenwaldes zurück.

Kaum war dieser Auftritt noch glimpflich genug beschlossen, so endete ein neuer, ungleich größeres Entsetzen erregender das trotz seines männlichen Ernstes von jugendlichem Uebermuth nicht völlig losgewundene Biwachtfest. Der Ordner desselben, Senior *Schnelle*, versuchte seine herkulische Kraft an einem mächtigen Steine, welchen er mit Hilfe einer eisernen Stange von dem uralten Burggemäuer loszubrechen und in die Tiefe des jähen Bergabhanges hinunterzurollen gedachte. Der Stein brach und polterte bergab; aber der tollkühne Mauerbrecher stürzte hauptlings nach und verschwand den mit Grausen nachblickenden Gefährten unter den über Abgründe vorragenden und mit Dornestrüpp umhüllten Felsblöcken. Rasch lief Alles seitwärts um das Gemäuer, den Abhang des Kunitzberges hinab; nach langem, mühsamem Suchen fand man den schon für verloren

gehaltenen Freund zerquetscht und zerschunden von dem Sturz und aus vielen, glücklicher Weise nicht gefährlichen Wunden blutend hinter einem Gesträuch. Als er aus seiner anfänglichen Betäubung erwachte, wies er die ihm zur Hilfe dargebotenen Hände mit der Erklärung zurück, „sei er durch eigene Schuld gestürzt, so wolle er auch durch eigene Kraft sich aufraffen.“ Langsam ging's dann mit ihm in die ebenen Gefilde des Saalthals hinab nach Kunitz und in einem mit Eierkuchen von europäischem Rufe gewürzten Frühstück beim alten Ticks erreichte das seltsame Fest sein Ende. Es lebte treu in dem Gedächtnis und in den Thaten der Genossen fort, nicht ohne leise Schauer, doch immer gewaltig anregend bis zu den Tagen froher und ruhmvoller Entscheidung. Sie haben ihren Schwur gehalten, ein jeder in seiner Weise und nach seinen Kräften, die meisten mit dem Schwert in der Hand manche mit heldenmüthiger Aufopferung ihres Lebens.

Gewaltig hatte dieses Fest vor Allen unsern Theodor aufgeregt; seine Begeisterung mußte sich sofort in irgend einer That Bahn brechen. An der Spitze einer Anzahl seiner Genossen stürzte er fort nach *Ziegenhain* zum Cerevisius und zum Küster des Dorfes. Der Cerevisius war ein alter Bauer, welcher die jenenser Burschen oft auf ihren Stuben heimsuchte und bei ihnen in hohen Ehren stand. Wurde ein „Füchlein“ in die Kneipe von Ziegenhain eingeführt, so erschien auch sofort der alte Cerevisius, und nun begann ein stereotyper Scherz, welcher dem Füchlein ein Trinkgeld ablockte. Cerevisius hob seine Kanne empor und sprach: „Der Bier ist gut; der Wirth gibt's gern, und so trinkt man's nach der Mode.“ Um seinen Mann irre zu leiten, machte er darauf, die Kanne leerend, allerlei absonderliche Handgriffe und sonstige Gebärden. Nun sollte das Füchlein „die Pointe des Trinkens nach der Mode“ auffinden; er trank also nach, machte es aber immer falsch und mußte deshalb noch eine dritte und vierte Kanne u. s. w. „mit Grazie in *infinitum*“ für den Cerevisius und für sich herbeischaffen, bis der Witz entdeckt war. Dieser bestand einfach darin, daß man beim Trinken in die Kanne hinein, nicht über sie hinaus blickte. Cerevisius war übrigens auch ein großer Franzosenfeind, wenn auch mehr aus Gefälligkeit gegen die Studenten als aus Grundsatz. – Zu diesem Cerevisius also eilte zunächst Müller und beschwor ihn bei allen Dämonen seines patriotischen Hasses, die größtentheils vom Bierbrauen und Biertrinken lebenden Mitglieder der ziegenhainer Gemeinde zu recht zahlreichem Besuch der Kirche aufzutreiben. Es war nämlich gerade Sonntag und Predigtzeit, Ziegenhain aber eine Filiale des etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfes Jena-Priesnitz, dessen Pfarrer nachsichtig oder bequem genug war, jedem studirenden Ankömmling aus Saal-Athen ohne weitere Umstände auch in seiner Abwesenheit die Pforten des Heiligthums zu rednerischen Versuchen durch den dienstfertigen Küster öffnen zu lassen. Theodor, welcher ebendasselbst vierzehn Tage vorher zur Beruhigung und Befriedigung seines unablässig bittenden und ermahnenden Vaters seine erste Predigt zu wahrhafter Erbauung der Gemeinde gehalten hatte, brauchte nicht lange um Erlaubniß zur zweiten zu bitten. Die Glocke wird geläutet; die Kirche füllt sich bald mit einer ungewöhnlichen Zahl erwartungsvoller Hörer; Theodor rennt die Kanzeltreppe hinauf und benutzt in überkeckem Begeisterungsdrange die günstige Gelegenheit, die ungeordneten Freiheitsgedanken der biergetränkten Gemeinde zu einem raschen Entschlusse zu zeitigen und sie zu aufrührerischen Bewegungen gegen die drängenden Schergen des Franzosenthums aufzustacheln. Ob und wie weit dieses erste aus dem großen Vandalenfest auf der Kunitzburg entsprungene Werk das Rollen des Rades der Weltgeschichte beschleunigt oder in neue Bahnen gelenkt habe, ist bis jetzt nicht bekannt geworden; so viel aber ist gewiß, daß Theodors patriotisches Wagniß dem Konsistorium in Weimar nicht verborgen blieb. Der adiaphoristische Pastor erhielt eine nachdrückliche Rüge und Warnung, und der akademische Senat unterließ gleichfalls nicht, die studirende Jugend dringend zu zeitgemäßer Ruhe und Vorsicht zu ermahnen. Lag doch das von Franzosen besetzte Erfurt so nahe und Spione spähten nach allen Seiten hin. –

XVII.

Müller aber konnte der patriotischen Nachsicht der Behörde danken, daß er mit dem bekannten freundschaftlichen Rath der akademischen Behörde, *consilium abeundi* genannt, verschont blieb. Uebrigens wäre ein solcher Wegweiser, wie er meinte, purer Luxus gewesen; denn der Zeitpunkt war gekommen, wo er ohnehin Jena verlassen und ins Vaterhaus zurückkehren sollte. Fünf volle Semester waren ihm auf die geschilderte Weise, unter Saus und Braus, unter heiligem Ernst und ausgelassenem Scherz, unter wissenschaftlichem Streben, heiterm Lebensgenuß und patriotischer Erwartung rascher dahingeflogen, als ihm lieb war. Ihm graute vor dem Philisterium; er mochte aus der großen Burschenstube, wie er Jena nannte, nicht ausziehen. Auch der im Grunde ihn herzlich liebende und seinem Willen immer mehr sich unterordnende Vater hätte ihn „zu seiner größern Perfection“ trotz lebhaften Verlangens nach baldigem Wiedersehen des eingeborenen Sohnes gern noch länger in Jena gelassen. Aber er konnte nicht; die bekannten achtzehn Studentengründe ließen es nicht zu: der Wechsel war ausgegangen und keine Aussicht mehr vorhanden auf Wiederkehr.

Die jährliche Summe von 200 Thalern, welche zur Hälfte der Herzog, zur Hälfte der Vetter Amtmann und Schwiegervater in *spe* auf drei Jahre zugesagt hatte, waren allerdings damals für einen jenenser Studenten hinreichend zur Bestreitung alles Nothwendigen. Die mit dem gewöhnlichen Hausrath versehene Stube, welche Müller in der Johannisgasse bewohnte, kostete nicht mehr als 25 Thaler jährlich; die Kleidung kostete nach Anschaffung des Flauschrockes nur, was er seiner Hauswirthin für Flickereien zu zahlen hatte; der Preis des Mittagessens auf dem Burgkeller betrug 3 Groschen, der eines großen Selterkruges Bier 1 Groschen; Wein wurde nur äußerst selten bei festlichen Gelegenheiten getrunken. Der einzige über das gemeine Bedürfniß hinausgehende Aufwand, welchen Müller machte, bestand in Fahrten nach Weimar zum Besuch des Theaters oder zum Vogelschießen in einer benachbarten Stadt, namentlich in Rudolstadt. Da konnte freilich, wer es hatte und Vergnügen daran fand, viel Geld los werden; aber auch der Dürftige konnte mit Wenigem sich der frohen Stunden viele verschaffen, und Müller, so kneiplustig er war und so wenig er das Geld achtete, war hinsichtlich der Nahrung nichts weniger als wählerisch; bei gewöhnlichem Bier mit Schwarzbrot und Kuhkäse war er ebenso vergnügt wie Andere bei Austern und feinem Wein, wiewohl er gelegentlich eine *nota interior* gar nicht verschmähte.

So weit also wäre Alles gut gewesen, und wenn die gegebenen Zusagen sich erfüllten, so brauchte der Vater wenig oder gar nichts zuzulegen. Leider aber sah sich der Herr Vetter infolge schlechter Spekulation und der schweren Noth der Zeit, besonders des damit verbundenen Indultes außer Stande, der übernommenen Verpflichtung nachzukommen. Zu einer gerichtlichen Klage oder auch nur zu einer ernstern Mahnung mochte der alte Müller nicht schreiten ohne die Einwilligung Theodors und dieser konnte sich noch weniger zu einem solchen Schritt gegen den Vater seines geliebten Minchen verstehen. So mußte Theodors Vater die stipulirte Summe aus eigenen Mitteln herbeischaffen, und das war, zumal in den Jahren der fast unaufhörlichen Einquartierung und Kriegssteuer nicht möglich, ohne Anlehen, wofür sein Häuschen belastet werden mußte. – Andererseits wurde auch dem guten *Herzog* die Erfüllung seines Versprechens immer schwerer. Wenige Tage nach dem Fest auf der Kunitzburg schrieb der treue Lunecke an den Freund in Jena, welcher nach Geld schrie, wie der Hirsch nach frischem Wasser: „Der durchlauchtige Herzog ist kahl und ich durch ihn ganz kahl, weil ich an 300 Thaler für ihn ausgelegt habe und seit einem Jahre nichts von ihm bekommen kann: sonst hätte ich es mir nicht nehmen lassen, Ihnen damit auszuhelfen. Ich wollte, zumal Herr Professor Müller mich so dringend bat, keine Zeit verlieren; also zeigte ich Seiner Durchlaucht Ihren Brief an mich, fügte auch noch recht inständige Worte hinzu. Da frug mich Seine Durchlaucht: „wie viel bin ich denn dem jungen Müller schuldig?“ Das letzte Quartal von Johannis bis Michaelis, sagte ich, 5 Friedrichsd'or. „Die soll er haben,“ sagte Durchlaucht, setzte aber dann hinzu: „wenn ich selbst noch so viel habe.“

Hiermit war denn die letzte Hoffnung, noch ein sechstes Semester in Jena zubringen zu können, für Theodor dahingeschwunden; denn dem armen Vater, welcher seine Sendungen schon seit einem halben Jahr hatte einstellen müssen, konnte er keine neuen Opfer zumuthen.

„Und daraus folgt der harte Schluß,
Daß ich aus Jena wandern muß“

so lautete sein Stoßseufzer nach Empfang von Lunecke's Briefe. – Das war aber leichter gesagt als gethan. Denn es fehlte nicht nur an allem Reisegeld: hätte M. ein Hausbuch geführt, so würde ein beängstigendes *Minus* ihn daraus angestarrt haben. So mußten die „Manichäer“ die Stelle des Hausbuches vertreten, und das thaten sie eifriger als ihm lieb war; ja ihre Beziehungen zu ihm waren so innig geworden, daß sie ihn gar nicht von sich lassen wollten: der flotte Bursch hatte sich festgekneipt. – In dieser Noth ergriff er zunächst die ihm freundlich dargebotene Helfershand seines Landsmanns und Bundesbruders L. *Boccius*, nachmals Advokaten zu Neubrandenburg, welcher ihm seine Wohnstube zur Mitbenutzung anbot. Dort verweilte er, die Kost des Stubengenossen theilend, das Kanapee als Schlafstätte benutzend und fleißig Geschichte studirend noch über zwei Monate, bis Ende Novembers 1812, wo es den vereinten Anstrengungen seiner strelitzer Freunde, welche noch 30 Friedrichsd'or für ihn auftrieben, und seines Bundesbruders K. v. *Behr*, welcher beim Burgkellerwirth *Bäz* für ihn gutsagte, gelang, ihm einen ehrenvollen Abzug zu erwirken. Die Vandalen gaben ihm zahlreich das Geleite bis nach Naumburg, wo er im Gasthof zum blauen Hecht das letzte bittersüße Gelage mit ihnen feierte. Mit dem schmerzlichsten Bedauern, „daß er Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz, Kunitz, Zwätzen, Löbstädt, Burgau, die Schneidemühle, die Oelmühle, die Papiermühle, die Rasenmühle, die Tanne, den Engel, das Geleitshaus, die Sonne, die Rose, den Burgkeller und die unzählbaren andern unvergeßlichen Orte nicht in der Tasche mit sich forttragen könne,“ nahm er Abschied von den theuern Brüdern und wanderte mit seiner armseligen Habe am Leibe und im Tornister über Halle und Berlin, wo ein getreuer vandalischer Bruder ihm noch mit einem Friedrichsd'or aushalf, in die alte Heimat zurück.

Er nahm, wie K. *Horn* von ihm sagt, mit sich den schönen Nachruf: „ein geistvoller, tief gemüthlicher, treuer Freund ist von uns geschieden,“ zugleich aber auch das treuste und innigste Angedenken an den schönen Musensitz und den Entschluß, sein Lebelang in Geist und Wesen zu bleiben, was er dort geworden und stets gewesen, – ein flotter Bursch, *ein echter jenenser Student*.

Fußnoten

- 1) An der Jenaer Universität thätig von 1777 bis zu seinem Tode, 1812.
- 2) Von 1789 bis zu seinem Abgang nach Würzburg, 1803.
- 3) Dozent in J. von 1805–1807.
- 4) Prof. in J. von 1804–1826.
- 6) Akad. Leiter in J. von 1798–1837.
- 8) Prof. in J. von 1788–1803.
- 7) 1799–1802.
- 8) Ihrer dreihundert reichten dem Herzog zu Fichte's Gunsten zwei Bittschriften ein, und als diese fruchtlos blieben, ließen sie zu seiner Ehre eine Medaille prägen.
- 9) Man vergleiche die vortreffliche „Geschichte des jenaischen Studentenlebens von Rich. und Rob. Keil. 1858. S. 184 f.“
- 10) Fichte's Leben, B. II. S. 79. 90.
- 11) S. des Kanzlers Fr. v. Müller Erinnerungen aus den Kriegzeiten 1806–1813. S. 286 f.
- 12) Müller a. a. O. S. 267 ff.
- 13) Aus einem Briefe an seinen Freund Lunecke.
- 14) Berner Schulzeitung 1843, Nr. 13.

- 15) „Selbst von Stein und seine Freunde, sagt Schlosser (Gesch. des 18. und 19. Jahrh., Bd. 7, S. 380), fanden Ritterthum und Dynastienwesen, Burgen und Zwinger schön; sie setzten auf Bürgerschaften und Munizipalitäten im engherzigen Sinn deutscher Juristen, auf unverbesserliche verjagte Fürsten und ihre Familien, auf Adel, Pfaffenwesen und blinden Glauben alter Zeit ein zu unbegrenztes Vertrauen, als daß sie nicht von einem Aeüßersten ins andere gerathen wären.“
- 16) S. Keil a. a. O. S. 331.
- 17) S. Keil, Gesch. des J. Studentenlebens, S. 319 f.
- 18) Hauptquellen dieses Berichtes sowie der Darstellung der mit der Stiftung der Vandalia zusammenhängenden Vorgänge sind die Memorabilien eines Stammbuchblattes, welches Th. Müller seinem Bundesbruder, Landsmann und Fechtlehrer Zeller geschrieben; außerdem Mittheilungen von Darjes u. K. Horn.
- 19) Jener als immer rüstiger Ordner und Sammler für vaterländische Zwecke seinen Kameraden unvergeßlich, machte – um dies gleich jetzt zu erwähnen – wie fast alle Vandalen ohne Ausnahme, den Krieg gegen Napoleon, zuerst 1813 unter Lützow, mit und gehörte 1815 mit K. Horn u. a. zu den ersten Stiftern und Vorstehern der jenaer Burschenschaft, dieser, eine gewaltige, bald durch seltene Willenskraft die gesammte Studentenwelt Jena's beherrschende Natur, fiel wenige Tage vor dem letzten Entscheidungskampfe als preußischer Lieutenant am 16. Juni 1815 in der Schlacht bei Ligny, als er eben nach dem Adler des fliehenden Feindes griff: bereits in der Lützowschen Freischaar hatte er sich durch Tapferkeit so ausgezeichnet, daß seine Waffengefährten später sein Schwert neben demjenigen *Körner's* an der Grabeseiche zu Wöbbelin als Wahrzeichen befestigten.
- 20) Er war der Sohn des prillwitzter Pastors, dessen Name ohne sein Wissen und Wollen in die poetische Literatur Deutschlands Eingang gefunden hat. Als nämlich Pastor Schmidt, ein ungewöhnlich großer und corpulenter Mann, eines Tages in Neubrandenburg vor dem Hause des Pastors Alban über ein durch Dämmer aufgerissenes Straßenpflaster stolpernd vorüberging, begeisterte er den Dichter Johann Heinrich Voß, welcher gerade dort zum Besuch war und durchs Fenster blickte, dazu, folgende Strophe in die Fensterscheibe zu graben, wo sie lange sorgfältig aufbewahrt wurde:
- „Der Pastor Schmidt
Mit schwerem Schritt
Die Straße tritt;
Schrei'n hinterher
Die Pflasterer:
Gott grüß' Euch, Herr!
Und seh'n in Ruh'
Dem Rammen zu.“
- 21) Aus jener Zeit, in welcher eben jetzt unsere Darstellung verweilt, stammt das von den Br. Keil a. a. O., S. 300 mitgetheilte spezifisch-jenaische Lied Förster's:
- „Kennt ihr das Thal, von Eichen rings umkränzt,
Wo von dem Bach der weiße Kiesel glänzt,
Die Welle stürzt wild über das Gestein,
Den Ort begrüße nie der Sonne gold'ner Schein:
Kennt ihr es wohl? Aus jenem *rauhem Thale*
Zog oft Saronia mit rothgefärbtem Stahle.
- „Kennt ihr den *Berg* und über ihm den Hain?
Gefürchtet steh'n der Tannen dichte Reihn'
Die Wolken ziehen finster drüber hin,
Und um ihn lagert sich der Rebe muntres Grün:
Kennt ihr ihn wohl? Wir haben ihn erstiegen,
Um ehrenvoll zu kämpfen und zu siegen.
- „Kennt ihr das *Band*? In Freud' und in Gefahr
Vereinset es der Brüder frohe Schaar.
Die Farbe, die der Himmel sich erkor,
Bei der ein Jeder heil'ge Treue schwor:
Kennt ihr das Band? Ihr nehmt mein Herz zum Pfande,
Es trennt kein Schicksal unsrer Freundschaft Bande.“
- 22) Th. Müller a. a. O.
- 23) Th. Müller a. a. O.
- 24) „Das war ein herrlicher Tag! Denke daran, wenn du ein Greis bist dich über deine Jungen freuest.“ So schließt Th. Müller in seinen Memorabilien a. a. O. die Erinnerung an jenen Sieg.
- 25) So Darjes. Keil berichtet a. a. O. S. 316, ihm sei bekannt, daß die Mitglieder einer damaligen, 16 Mann starken Landsmannschaft in der Zeit von vier Wochen über 200 Duelle, davon an *einem* Tage Vormittags in der Stadt 18, Nachmittags im Raubthale 24 ausmachten, von welchen „Suiten“ auf einen allein nicht weniger als *zehn* kamen. Hiermit sind ohne Zweifel die Vandalen und ihr Zeller gemeint. Der Bericht stimmt, einen unwesentlichen Punkt abgerechnet, mit dem unsrigen völlig überein.
- 26) So hießen die mit Tanz verbundenen Abendessen, welche die Wirthe auf den benachbarten Dörfern zu der Zeit gaben, wo Gänse oder Schweine geschlachtet wurden.

- 27) Die in Anführungszeichen eingeschlossenen Stellen sind wörtliche Auszüge aus einem Briefe Müllers.
- 28) Den Mann, lieber Müller, müssen Sie mir näher kennen lernen und nicht eher Jena verlassen, bis Die ihn gehört und in die Tiefen seiner seltenen Spekulationen begleitet haben. Er ist meines Erachtens ein wahres Genie. Hoffentlich haben Sie kein Vorurtheil gegen die Naturphilosophie; ich bin mir wenigstens nicht bewußt, Sie dagegen eingenommen zu haben, obwohl zu meiner Zeit der Kritizismus an der Tagesordnung war, dem ich auch mit Leib und Seele als der vollendetsten Proprädeutik huldige, ohne ihn übrigens je für den Schlußstein des philosophischen Gebäudes zu halten. Doch sie kennen ja meine Ansichten darüber und erinnern sich der Wärme, mit der ich wenigstens bei Gelegenheit über jeden genialen Denker gesprochen habe, heiße er Paulus oder Kephas. Oken ist mir ein so achtungswürdiger Denker, als mir lange nicht vorgekommen ist. Ich setze ihn Fichte, Schlegel, Fries u. s. w. kühn zur Seite, wenn er nicht selbst über ihnen steht.“
- 29) Ed. Dürre in der allgemeinen deutschen Lehrerzeitung 1857, Nr. 39.

*Dritter Abschnitt, der Kandidat von Lübbertorf, 1813–1815
folgt in Heft 97*

Grundrisse von Städten der mecklenburgischen Herrschaft Werle

– Eine vergleichende Studie –

von Hans-Joachim Deppe

1. Teil

1. Einführung
2. Das Gebiet des Fürstentums Werle
3. Stadtbildungselemente
4. Stadtgrundrisse in ihrer Entwicklung
 - 4.1 Schwaan
 - 4.2 Laage
 - 4.3 Güstrow
 - 4.4 Krakow
 - 4.5 Teterow
 - 4.6 Malchin
 - 4.7 Stavenhagen
 - 4.8 Goldberg
 - 4.9 Plau
 - 4.10 Malchow

Anmerkungen

1. Einführung

Über die Entstehung und das Frühstadium der mecklenburgischen Städte liegen nur lückenhafte Überlieferungen vor, so daß die Stadtbildung mit zu den dunkelsten Kapiteln der Landesgeschichte gehört. Dies kann nicht verwundern, da der größte Teil der Urkunden und Ratsarchive in den vergangenen Jahrhunderten bei den oft auftretenden Feuersbrünsten vernichtet worden ist. Durch einen glücklichen Umstand sind im Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv Hannover eine Reihe handgezeichneter Flurkarten von Mecklenburg aus den Jahren 1726/27 erhalten geblieben (1). Diese Flurkarten enthalten auch die Grundrisse der Städte der vermessenen Distrikte, so daß in diesem Kartenmaterial zu einem recht frühen Zeitpunkt relativ homogene Unterlagen entstanden, die eine vergleichende Studie ermöglichen.

Nur von wenigen mecklenburgischen Städten liegen noch ältere Stadtpläne vor (Woldegk 1580, Güstrow 1643, Plau 1645, Waren 1699) (2). Ein Vergleich älterer Stadtpläne mit den Grundrissen aus der Aufnahme von 1726 zeigt, daß sich nur unwesentliche Veränderungen ergeben haben, so daß die Pläne von 1726 recht gute Rückschlüsse auf die mittelalterliche Beschaffenheit der Städte erlauben. Nachfolgend soll versucht werden, für die Städte des früheren „Wendischen Kreises“ mit der Vorderstadt Güstrow unter Hinzuziehung der übrigen Quellen in einer vergleichenden Studie die

Entwicklungen zu verdeutlichen, unter denen die jeweilige Stadtbildung abgelaufen sein könnte. Bei der Lückenhaftigkeit und teilweise auch Unsicherheit der Quellen kann dies nur bruchstückhaft gelingen. Trotzdem lassen sich aus den noch unveröffentlichten Unterlagen interessante Details ableiten, wobei man mit Überraschung feststellen muß, daß oftmals ein erstaunliches Maß an Parallelität zwischen den einzelnen Stadtentwicklungen vorgelegen hat.

2. Das Fürstentum Werle

Der Ursprung des Fürstenhauses Werle (benannt nach der einstigen slawischen Fürstenburg Werle bei Schwaan) läßt sich zurückführen auf den Obotritenfürst Pribislaw, der 1167 vom Welfenherzog größere Teile des früheren Obotritenreiches als sächsisches Lehen zurückerhalten hat. 1178 übernahmen seine Söhne Heinrich Borwin I. und Nicolaus von Gadebusch gemeinsam die Regentschaft. Da sie sich untereinander zerstritten, fiel es dem Dänenkönig relativ leicht, nach der 1177 erfolgten Reichsachterklärung für Heinrich den Löwen und der damit verbundenen Schwächung des Herzogtums Sachsen eine dänische Oberlehnsherrschaft zu errichten, der sich zunächst die mecklenburgischen Fürsten und später auch die pommerschen Fürsten zu unterwerfen hatten. Doch schon bald entwickelte sich ein harter Konkurrenzkampf um die Vorherrschaft in Mecklenburg zwischen Dänen und den zwischenzeitlich erstarkten Askaniern. Die Askanier hatten um die Mitte des 12. Jahrhunderts ihre Herrschaft in der Priegnitz stabilisiert und unternahmen nach 1150 in zunehmendem Maße Vorstöße nach Norden in das Gebiet der Pommernherzöge. 1198 gelang den Askanieren eine entscheidende Schwächung der Dänen in der Schlacht bei Tribsees. Die werleschen Fürsten werden als brandenburgische Vasallen an diesem Feldzug teilgenommen haben. Nur so ist es zu erklären, daß sie um 1200 wieder in den Besitz ihrer alten Länder „Veprowe“ (Vipperow), „Turne“ und „Liece“ sind, die etwa seit 1148 unter pommersche Herrschaft geraten waren. Um 1205 übernahm Heinrich Borwin I. die alleinige Regentschaft. Etwa um 1217 oder 1218 beteiligte er seinen Sohn Heinrich Borwin II. an den Regierungsgeschäften. Zwischen 1220–25 müssen die pommerschen Fürsten die Länder „Zlone“ (Schloen/Waren) und „Wuztrowe“ (Wustrow/Penzlin) an das Fürstenhaus Werle verloren haben. 1226 verstarb Heinrich Borwin II. Ein Jahr später folgt ihm sein Vater in den Tod. Von 1227 bis 1229 bestand anscheinend eine Art Regentschaft durch hochgestellte Vasallen für die vier noch unmündigen Kinder von Heinrich Borwin II. (2a). Im Jahre 1229 erfolgte die sogenannte Hauptlandesteilung. Fürst Nicolaus I. übernahm zunächst zusammen mit seinem älteren Bruder Johannes die Herrschaft „Roztok“ (Kessin/Rostock), die etwa 1231 nochmals geteilt wurde. Nicolaus I. erhielt nachfolgend die Herrschaft „Werle“. Sein Hauptsitz wurde die Burg Güstrow. Nicolaus I. muß als der eigentliche Gründer der Herrschaft „Werle“ angesehen werden. In wechselvollen Kämpfen dehnte er von etwa 1230 bis zu seinem Tode im Jahre 1277 das Territorium seines Fürstentums nach Westen und Osten aus (Abb. 1). Seine Nachfolger vermochten die Erwerbungen nicht zu halten. Der Grund dafür waren innere Wirren und weitere Teilungen, wodurch die Kraft des Hauses Werle immer mehr verloren ging. Nach dem Aussterben der Nebenlinien Werle-Waren, Werle-Röbel und Werle-Goldberg fielen diese Länder an die Linie Werle-Güstrow. Nach dem Erlöschen der Güstrower Linie (1536) gelangte der „Wendische Kreis“ im Wege der Erbfolge an das Fürstenhaus Mecklenburg-Schwerin (2b). Während der Regentschaft von Heinrich Borwin Vater und Sohn (1217–1226) und in der Anfangsphase der Herrschaft von Fürst Nicolaus I. (1230–1240) erfolgten alle Stadtgründungen in der Herrschaft Werle, wobei offenbleiben muß, ob nicht bereits während der gemeinsamen Herrschaft von Heinrich Borwin I. und Nicolaus von Gadebusch (1178–1205) Privilegierungen ausgesprochen worden sind. Hierfür existieren jedoch keine sicheren Anhaltspunkte.

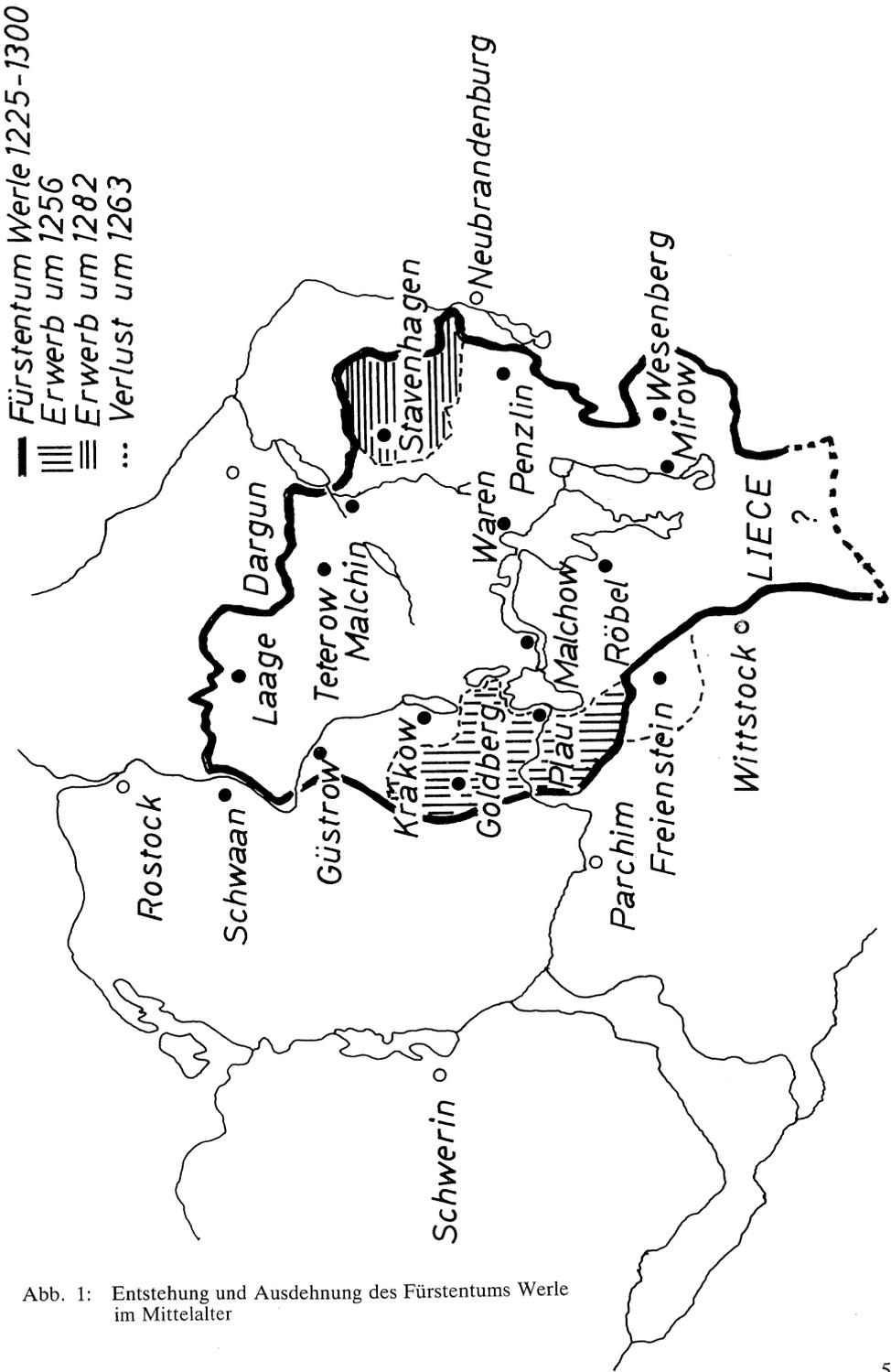


Abb. 1: Entstehung und Ausdehnung des Fürstentums Werle im Mittelalter

3. Stadtbildungselemente

Von Bedeutung für die Stadtbildung ist der Verlauf der Besiedlung in der Herrschaft Werle im 12. und 13. Jahrhundert. Bei diesem Vorgang bestehen vor allem hinsichtlich des zeitlichen Ablaufes erhebliche Unklarheiten. Man kann allgemein zwischen zwei Auffassungen unterscheiden:

- a) Vitense (3) und später auch Hoffmann (4) vertreten die Ansicht, daß zu Beginn des 12. Jahrhunderts in Mecklenburg zuerst der Ostseeküstenbereich besiedelt worden ist. Erst einige Jahrzehnte später um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist dann auch der östliche und südöstliche Landesteil erschlossen worden.
- b) Demgegenüber vertritt Raumer (5) die These, daß spätestens bereits um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert die Besiedlung abgeschlossen war. Er folgerte dies aus Urkunden über die Klostersiedlungen im südlichen Müritzgebiet, die zwar erst nach 1233 in Erscheinung treten, die den Umständen nach jedoch schon im letzten Quartal des 12. Jahrhunderts existiert haben müssen.

Es bestehen einige Hinweise, die die These von Raumer stützen. Gegenüber den Auffassungen von Vitense und Hoffmann müssen hingegen erhebliche Bedenken angeführt werden. Boll (6) beispielsweise verweist auf die Privilegienbestätigung für das Kloster Doberan durch Fürst Nicolaus (7) aus dem Jahre 1189, die besondere Schutzbestimmungen für deutsche Handwerker und Gewerbetreibende enthielt. Ferner verweist Boll auf den Umstand, daß bereits Fürst Pribislav deutsche Handwerker angeworben hat. Fürst Nicolaus I. verwies 1244 darauf, daß schon sein Großvater (Heinrich Borwin I.) den Brüdern des Klosters Amelungsborn Güter bei Satow angewiesen habe, „ . . . da sie die ersten Vertilger der Götzenbilder im Lande gewesen seien . . . “.

Aus den Privilegienbestätigungen für Plau (1235) und Parchim (1225) geht zweifelsfrei hervor (9), daß bereits die Vorfahren des Fürsten Nicolaus I. Siedler und Handwerker im Lande ansässig gemacht haben müssen, d. h., daß die Besiedlung spätestens im letzten Quartal des 12. Jahrhunderts begonnen haben muß. Wahrscheinlich entstand die erste große Siedlungswelle nach Errichtung der dänischen Oberlehnsherrschaft um 1180, wobei die Gründe für das Entstehen der Siedlungsbewegungen vielfältiger Natur waren (10). Der Zustrom der Siedler wurde offenbar durch die letzten Wendenaufstände nicht spürbar beeinträchtigt. Allerdings verlief er in bestimmten „Schüben“. Nach Schmaltz (11) ist ein besonderer Höhepunkt für den Zeitraum der Jahre 1204 bis 1235 zu verzeichnen, d. h. einsetzend nach Beginn der Alleinregentschaft durch Fürst Heinrich Borwin I. ab 1201.

Die These von Vitense, wonach die Besiedlung erst in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgt sein soll, basiert auf zwei Fehleinschätzungen. Einmal sieht Vitense das Ausstellungsdatum zahlreicher Urkunden als Beginn an und zum anderen gelangt er durch einen Hinweis von Techen (12) zu Fehlinterpretationen hinsichtlich der Privilegienbestätigungen von Röbel (13) und Penzlin (14), die zu falschen Schlußfolgerungen führen, denen sich Hoffmann später anschloß, die indessen schon bald auf deutliche Kritik gestoßen sind (15).

Für den Prozeß der Stadtbildung ist der zeitliche Ablauf der Besiedlung im 12. und 13. Jahrhundert bedeutsam, da offenbar Kolonisierung und Stadtgründung weitgehend parallel abliefen. Die Stadt war im 12. Jahrhundert den Siedlern bereits ein fester Begriff, da im Altreich die Entwicklung der Stadt um 1150 praktisch als abgeschlossen gelten kann (16). Da die „Stadt“ andererseits für den Landesherrn ein strategisch und wirtschaftlich außerordentlich wichtiges Element darstellte, mußten für ihn Stadtgründungen ein besonderes Anliegen sein.

In diesem Zusammenhang ergeben sich zahlreiche Fragen, deren Beantwortung aufgrund der überaus dürftigen Quellenlage jedoch erhebliche Schwierigkeiten bereitet:

- a) Welchen Einfluß hatten bei der Stadtbildung vorhandene slawische Siedlungselemente wie Burgwälle, Dörfer oder Marktorte?

- b) Waren frühdeutsche Burgen (eventuell entstanden aus Überschichtungen slawischer Vorläufer), Suburbien oder frühdeutsche Dorfsiedlungen maßgebend für die Stadtbildung?
- c) Welche Rolle spielten frühdeutsche Kaufmanns- und Gewerbesiedlungen, die anscheinend schon in der Spätphase der obotritischen beziehungsweise pommerschen Herrschaft entstanden waren?
- d) Waren die Städte eine Folgeerscheinung der neu gebildeten frühdeutschen Vogteiburgen, die vielleicht noch in Anlehnung an die slawischen Burgbezirke geschaffen worden waren, oder folgten vielmehr die Vogteiburgen den Städten, nachdem sich das Stadtbildungsexperiment als erfolgreich erwiesen hatte?

Der Einfluß slawischer Siedlungselemente auf die Stadtbildung in der Herrschaft Werle ist infolge des Verlustes an Spuren durch die jahrhundertelange Bautätigkeit nicht mehr abschätzbar. Immerhin gibt es mehrere diesbezügliche Hinweise aus den Nachbarregionen (17). Beispielsweise führt Mahnkopf (1933) derartige Spuren für Pritzerbe, Nauen und Potsdam (933 Postupimi) an. Am Beispiel von Perleberg läßt sich nachweisen, daß der Stadtgründung eine slawische Siedlung vorangegangen sein muß (18). Ähnliches läßt sich für Penzlin und Malchow anführen. Auch Röbel ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Bei der Gründung von Neubrandenburg wurden mindestens 3 slawische Dörfer mit insgesamt 200 Hufen Acker und 50 Hufen Weideland „gelegt“ (19), wobei darauf zu verweisen ist, daß dieses Gebiet schon in spätslawischer Zeit stark besiedelt gewesen sein muß. Mindestens vier Siedlungskammern einschließlich der Ravensburg lassen sich in der Umgebung von Neubrandenburg lokalisieren (20). Teilweise sollen die Rundformen der Städte auf slawischen Einflüssen basieren (21). Zahlreiche Ortsnamen lassen sich auf slawische Wurzeln zurückführen (22). Insgesamt gesehen gibt es nach dem heutigen Stand des Wissens jedoch keine gesicherten Anhaltspunkte dafür, daß die frühdeutsche Stadt direkt aus slawischen Siedlungselementen entstanden ist, dafür sind die Unterschiede zwischen der slawischen „civitas“ und der frühdeutschen Stadt im Altreich mit Sicherheit zu groß (23).

Die sogenannten „Landgemeinden“ und „Burgentheorien“ spielten längere Zeit eine wesentliche Rolle bei der Deutung der Stadtentwicklung (24). Die „Landgemeindetheorie“, wonach die Städte aus Dörfern entstanden sein sollen, wie sie beispielsweise von Hoffmann für die mecklenburgischen Städte vertreten worden ist, wurde inzwischen weitgehend aufgegeben. So stellt Hauck (1954) fest, „... daß keine bedeutende Stadt aus einem Dorf hervorgegangen ist“. Allerdings sind Dörfer mehrfach in den Stadtbildungsprozeß einbezogen worden. Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang als Beispiel auf den Gründungsvorgang bei Stendal (25). Die Stadt entstand nachweislich aus drei Kernen: Das Süddrittel bildete die Domanlage mit dem Rest eines Dorfes. Das Norddrittel wurde dargestellt durch das sogenannte „Alte Dorf“. Das mittlere Drittel aber, das zuletzt entstanden sein muß, enthielt die entscheidenden Stadtbildungselemente, nämlich Markt, Rathaus und Kirche. Hier waren es anscheinend niederländische Kolonisten (Kaufleute), die das nötige Kapital besaßen und Kaiser Otto I. zur Privilegienerteilung veranlaßten. Müller-Mertens vertritt allerdings die Auffassung (26), daß bei Stendal kein neuer Ort, sondern ein bereits bestehender Ort privilegiert worden ist.

Hinsichtlich der Rolle der Burgen als Kristallisationspunkte bei der Stadtentstehung bestehen unterschiedliche Auffassungen. Nach Schlesinger (27) sind Burgen mit Burgmärkten und Suburbien als städtische Vorformen aufzufassen, die später von den Kolonialstädten überschichtet worden sind. Nach Ludat (28) entstand keine frühe Stadt ohne den Schutz einer Burg, eines Klosters oder einer „civitas“. Planitz (29) sah eine enge Beziehung zwischen Burg mit der Burgsiedlung und der Stadtentwicklung als gegeben an. Schmidt (30) vermutete für die slawischen Gebiete sogar einen kontinuierlichen Übergang von der Burgbezirksverfassung mit ihrer „opole“ – Organisation auf die frühdeutsche Vogteiverfas-

sung des 12. und 13. Jahrhunderts, wobei sich die frühdeutsche „terra“-Organisation in den späteren Kreisen erhalten haben soll.

Wenngleich den Burgen eine maßgebliche Rolle bei der Stadtentwicklung zugebilligt werden muß, sollte man sich jedoch vor einer Überbewertung hüten. Es gab beispielsweise auch in der Herrschaft Werle mehrere bedeutende Burgen, in deren unmittelbarer Nachbarschaft später keine Städte entstanden (Werle, Behren-Lübchin, Zislow, Stuer, Quetzin, Schloen, Wustrow, Zcarnicza bei Kratzeburg, Kieve, Wredenhausen u. a. m.). Aus den „Suburbien“ sind nachweislich keine frühdeutschen Städte direkt hervorgegangen. Die „Suburbien“ wurden später in der Regel in die bereits bestehende Stadt (bei Doppelstädten jeweils in die Neustadt) integriert. Frühdeutsche Siedlungen sind bei Stadtgründungen nur in geringer Zahl wüst geworden (31). Erst mit dem wirtschaftlichen Erstarken der Städte Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden zahlreiche Dörfer von den Städten erworben und zur Stadtfeldmark gelegt. Slawische Marktorte („civitas“ = „Wicownicza“) und „Suburbien“ bildeten in der Regel keine eigenen Märkte, so daß sie nicht primär als Stadtbildungselemente in Betracht kommen (32).

Schon um 1150 soll der Obotritenfürst Niclot damit begonnen haben, deutsche Kaufmanns- und Gewerbesiedlungen neben seinen Fürstenburgen aufzubauen (33). Diese Siedlungen wurden als kaufmännische „Wieken“ bezeichnet. Sie bestanden im Altreich bereits seit dem 8. Jahrhundert (34). Sie müssen auch im Slawenland um die Mitte des 12. Jahrhunderts eigene erste „Immunitätsbereiche“ dargestellt haben, die über ein eigenes Markt- und Rechtssystem verfügt haben, das klar vom slawischen Recht getrennt war. In den „Wieken“ galt das sogenannte „Gildenrecht“ (35). Diese frühdeutschen „Wieken“ werden übereinstimmend als das wesentlichste Stadtbildungselement angesehen, da sich in oder unmittelbar neben ihnen der Markt entwickelte, der als zentraler Mittelpunkt für die frühdeutsche Stadt angesehen wurde (36). Allerdings ist auch im Falle der Rolle des Marktes Vorsicht vor Generalisierungen geboten. So verweist Hauck (37) auf den Umstand, daß auch Orte mit Marktrecht existierten, die niemals Städte wurden, so zum Beispiel Bardowiek bei Lüneburg. Trotzdem muß dem Markt eine entscheidende Rolle bei der Stadtwerdung zugekommen sein.

Schwer zu beantworten ist die Frage, ob den Burgen bei der Stadtentstehung eine primäre Rolle zukam, d. h., ob ihre voraufgehende Existenz vielleicht sogar eine notwendige Voraussetzung war oder ob sie nicht vielmehr im Nachlauf den Städten gefolgt sind, wenn das Stadtgründungsexperiment erfolgreich verlaufen war. Auch bei dieser Frage sind Verallgemeinerungen nicht möglich, da es für beide Vorgänge Beispiele in der Herrschaft Werle gibt. Eine voraufgehende Existenz frühdeutscher Burgen (vielleicht auf slawischen Vorläufern basierend) muß es beispielsweise gegeben haben bei Güstrow, Krakow, Waren, Malchow, Röbel und Mirow. Hingegen wurde andererseits bei Plau die Vogteiburg zwischen 1260–1284 im Nachlauf von Quetzin in die Stadt verlegt. Bei Schwaan, Goldberg, Malchin, Stavenhagen und Wesenberg gibt es gleichfalls gewisse Anhaltspunkte für eine diesbezügliche Annahme.

Eine wichtige Frage ist, ob es trotz aller Vielschichtigkeit im Stadtbildungsprozeß einen Trend gibt, der Hinweise hinsichtlich einer chronologischen Zuordnung der Städte nach ihren Grundrissen zuläßt. Erste diesbezügliche Ansätze finden sich bei Fritz (38). Auffallend war hier die „Unregelmäßigkeit“ der Stadtgrundrisse im Altreich im Vergleich zu den regelmäßigen Anordnungen der Städte in den Kolonisationsgebieten. Daraus leitete Fritz die These ab: „Je unregelmäßiger, umso älter“ mußte ein Stadtgrundriß sein. Aus den verschiedenen Grundrißformen wurden einzelne Typen abgeleitet (39). Münch hat versucht, aus der Ausbildung der einzelnen Marktformen auf eine zeitliche Stufung zu schließen (40). Danach sollen die länglichen oder trapezförmigen Märkte (Straßenmärkte) die älteste Stufe darstellen. Folgen sollen Formen mit ovalem oder ovalquadratischem Querschnitt. Die jüngste Stufe wird nach Münch von den Rechteckformen dargestellt. Ähnliches soll für die Ausbildung des Straßennetzes gelten.

Der Grundriß einer Stadt mit rechteckigem Markt einschließlich des darauf oder daran befindlichen Rathauses und der benachbarten Kirche in zentraler Lage innerhalb eines gleichsam quadratischen Straßennetzes wird als „Normalplan“ bezeichnet (41). Städte mit Normalplancharakter werden zeitlich früher eingestuft als Städte mit unregelmäßigem Grundriß (42). Ein Blick auf alte Stadtpläne lehrt indessen, daß es nur selten „reine“ Formen gibt; in der Regel liegen sogenannte Mischformen vor. Dies ist nicht anders zu erwarten, da der Stadtgrundriß in fast allen Fällen das Produkt einer langen Entwicklung ist, wengleich sich die Grundkonzeption von Markt und Straßenzügen im Mittelalter im allgemeinen kaum noch geändert hat. Einheitlichkeit bei Stadtgrundrissen müßte demnach auch chronologische Einheitlichkeit bedeuten, so daß Stadtpläne doch als Geschichtsquelle anzusehen sind (43).

4. Stadtgrundrisse in ihrer Entwicklung

Die Grundrisse der Städte der einstigen Herrschaft Werle werden nur verständlich, wenn man bei einer Deutung die vorliegenden sonstigen Quellen miteinbezieht. In Tabelle 1

Tabelle 1: Chronologische Daten zum Gründungsverlauf bei den Städten des vormaligen Fürstentums Werle (Wendischer Kreis)

Stadt	Namentliche Ersterwähnung	Stadtgründungszeit	Als Stadt zuerst erwähnt	Quellen
Alt-Güstrow	1128 ¹⁾	vor 1226 ²⁾	1258	MUB 359
Neu-Güstrow	1228	vor 1235	1248	MUB 607
Schwaan	1232	vor 1226 (?)	1276	MUB 1409
Laage	1216	?	1270	MUB 223, 1190
Goldberg	1227	vor 1248	1248	MUB 343, 386
Krakow	1270	vor 1226 (?)	1298	MUB 1190, 2500
Teterow	1171 ³⁾	?	1272	MUB 1261
Malchin	1215	7. 4. 1236	1236	MUB 219, 449
Stavenhagen	1252	nach 1220	1282	MUB 1630
Penzlin	(1170) ⁴⁾	vor 1226	1263	MUB 987
Waren	1229 ⁵⁾	1218–1226 ⁶⁾	1271	MUB 546, 1284
Plau	(1187) ⁷⁾	1225–1226 ⁸⁾	1235	MUB 428
Alt-Malchow	(930) ⁹⁾	?	1256	MUB 763, 2503
Neu-Malchow	1232 ¹⁰⁾	14. 3. 1235	1235	MUB 433
Alt-Röbel	(1150) ¹¹⁾	?	(1227)	MUB 1758
Neu-Röbel	1217 (?)	vor 1226	1261	MUB 911
Mirow	1226	–. 1919 ¹²⁾	–	Krüger 1929
Wesenberg	1257 ¹³⁾	vor 1240 (?)	1273	MUB 789, 1199

¹⁾ Nach Thomas 1706, Ann. Gustr. Die Angabe hinsichtlich der Nennung in der „vita otton.“ ist jedoch nicht sicher (vgl. Schlie 1902). ²⁾ Hinsichtlich 1222 vgl. Techen, F., 1905: MJB. 70:179–182. ³⁾ Es handelt sich um die slawische Fürstenburg im Teterower See (vgl. Hofmeister, A., 1954: Frühe Burgen und Städte. Berlin p. 75–80. ⁴⁾ Die Erwähnung in dem teilerpolierten Stiftungsbrief für das Kloster Broda (MUB 95) datiert wahrscheinlich aus dem Zeitraum zwischen 1230 bis 1244 (vgl. PUB 429 sowie Riedel, Codex A I, 305). ⁵⁾ Vgl. Kühnel, P., 1881: MJB. 46:155. ⁶⁾ Vgl. Freund, H., 1909: Eine alte Chronik der Stadt Waren. Verlag C. Quandt, Waren, p. 3. ⁷⁾ Die Jahreszahl wurde in einem Mauerstein der Stadtkirche von Plau festgestellt (vgl. Lisch, G., 1852: MJB. 17:29 ff.). ⁸⁾ Vgl. Lisch, G., 1852: MJB. 17:29 ff. ⁹⁾ Vgl. Lützwow, v., 1841: Meckl. Gesch. I, p. 103 sowie II., p. 11. ¹⁰⁾ Die Angabe könnte sich auch auf Alt-Malchow beziehen. Es ist jedoch davon auszugehen, daß 1235 ein bereits bestehender Ort privilegiert wurde. ¹¹⁾ „Plot, Plottim“ (?) vgl. Wentz, G., 1933: Germ. Sacra. Berlin, III, p. 116. ¹²⁾ Vgl. Krüger, G., 1929: Kunstgesch. Meckl.-Strelitz I, p. 171. ¹³⁾ Das Kirchspiel soll nach Schmaltz, MJB. 1907, p. 101 im Jahre 1240 bereits existiert haben. Für 1273 wurde der Stadtvogt benannt (vgl. Riedel, Codex A I, p. 368).

ist versucht worden, die betreffenden Daten in Übersichtsform darzustellen. Bei allen Angaben aus dem 12. Jahrhundert bestehen die größten Unsicherheiten. Beispielsweise ist die frühe Erwähnung von „Alt-Güstrow“ in der Chronik von Herbord überaus unsicher. Ebenso bestehen bei den Angaben von Saxo hinsichtlich Teterow einige Zweifel. Bei Plau hält Lisch (1852) das frühe Datum für unwahrscheinlich. Eine derartige Zurückhaltung besteht zweifelsohne zurecht, da die gegenwärtig vorhandenen Kirchen als gotische Nachfolgebauten der ursprünglichen romanischen Vorgängerinnen aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammen. An die romanischen Vorgängerbauten erinnern noch die „wüsten“ Kirchen oder sie sind nur noch in Spuren vorhanden (45). Bei „Alt-Rödel“ gibt es eine schwach fundierte Vermutung, daß es sich vielleicht um die einstige slawische „civitas plot“ gehandelt hat. (45)

Die Namen der Städte vermitteln keine Hinweise auf ihre Entstehung. Mehrere Anzeichen weisen darauf hin, daß bei einigen von ihnen (Schwaan, Stavenhagen, Penzlin, Waren, Plau und Röbel) der Name des Locator-Geschlechtes erhalten geblieben ist (46). Mit Ausnahme von Mirow deuten alle Zeichen bei den werleschen Städten auf einen einheitlichen Gründungszeitraum zwischen 1218–26 beziehungsweise zwischen 1230–40, d. h., die Regierungszeit von Fürst Heinrich Borwin II. und die Anfangsphase der Regierung von Fürst Nicolaus I. Die Ersterwähnung als Stadt liegt bei den meisten Orten erst relativ spät, wodurch es in der Vergangenheit zu einer Reihe von Trugschlüssen gekommen ist.

4.1 Schwaan

Die Hinweise über das Alter der Stadt sind widersprüchlich. Erstmals als Stadt erwähnt wurde Schwaan im Jahre 1276 (47). Zu diesem Zeitpunkt muß die Stadt jedoch schon längere Zeit existiert haben. Nach einer alten dänischen Chronik soll das Stadtrecht sogar erst um 1300 verliehen worden sein (48). Diese Annahme kann mit Sicherheit nicht zutreffen, da alle anderen Quellen gegen eine solche Auffassung sprechen.

1232 wird der Geistliche des Ortes genannt (49). „Swiderus de Sywan“ trat in den Jahren 1243 und 1244 mehrfach zusammen mit dem Geistlichen von Waren („Johannes de Warne“) in Urkunden als Zeuge auf. Wichtig ist in diesem Zusammenhang der Umstand, daß im Mittelalter Kirchenbau und Stadtgründung stets „Hand in Hand“ gingen (50). Des weiteren kann beim mittelalterlichen Kirchenbau allgemein ein Zeitraum zwischen Baubeginn und Weihe von 10 bis 15 Jahren angenommen werden, wie es am Beispiel der Stadtkirche von Malchin abzuleiten ist (51). Danach müßte der Bau der Stadtkirche von Schwaan spätestens um 1220 begonnen worden sein.

Der Stadtgrundriß (Abb. 2a, b) weist eine zentrale Lage der Kirche im Mittelpunkt des Ortes auf, um den der alte Kirchhof kreisbogenförmig angeordnet ist. Diese Anordnung beruht nach Klaiber (52) auf der mittelalterlichen Verteidigungskonzeption bei älteren Städten, wo der innere Verteidigungsring die letzte Widerstandslinie darstellte. Diese „inneren“ Verteidigungsringe sollen ursprünglich mit Palisaden befestigt gewesen sein. Der Markt entspricht der älteren Dreiecksform (53). Es handelt sich praktisch um eine erweiterte Marktstraße (54), wie sie beispielsweise auch bei Burg Stargard, Schwerin oder Plau vorliegt. Derartige Straßenmärkte müssen entwicklungsgeschichtlich als ältere Form eingestuft werden (55).

Die Burg lag mit Sicherheit auf dem Gelände des späteren Amtes. Vor der Burg befand sich die sogenannte „Burgfreiheit“, das „suburbium“ („Amtsgärten“). Dies war die alte Burgdienstsiedlung als eigenständiger „Immunitätsbereich“, der erst später in die Stadt integriert worden sein kann. Ob die frühdeutsche Burg bereits vor oder zeitgleich mit der Stadt existierte beziehungsweise erst im Nachlauf von der einstigen slawischen Fürstenburg Werle in die Stadt verlegt worden ist, läßt sich anhand des Stadtplanes nicht beurteilen. Vermutlich lagen zeitgleiche Gründungen vor.

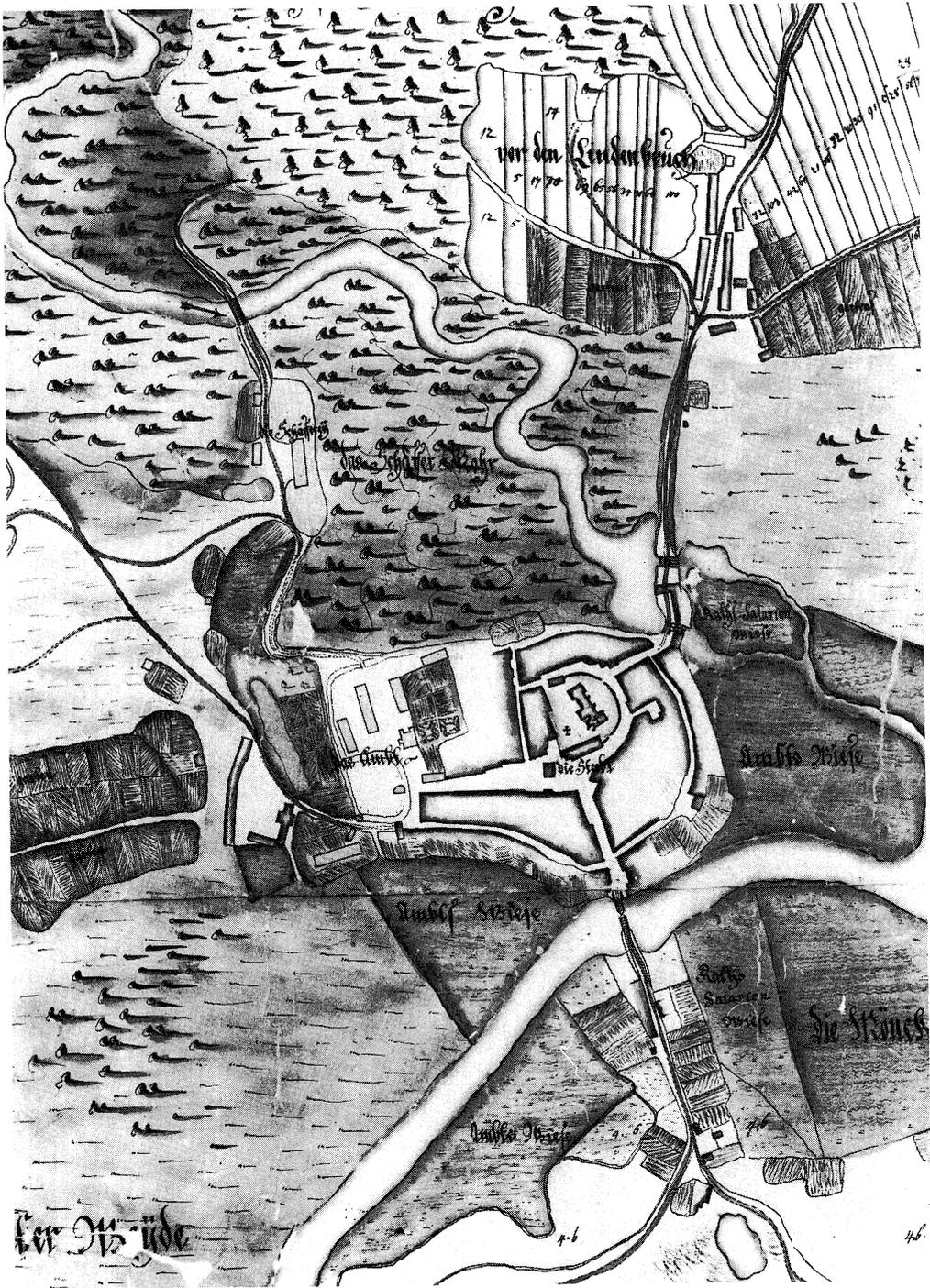


Abb. 2a: Grundriß der Stadt Schwaan im Jahre 1726 nach einer Flurkarte von F. C. Balsleben (Nieders. Hauptstaatsarchiv Hannover)

CARTE von der Stadt Schwaan

und deren Feldmark

nebst Specification der sämtlichen mit Feld-Gütern angelegener Dörger, Kasmen, auch freyer Escule, wie solche
darts vorgelegt. Nummer auf der Charte bemercket.

1. Amthacker	39. Christian Eickholt	78. Albin Gampow
2. Johann Becker	40. Christophel K. von	79. Jürgen Hübner
3. Cantor und Küster Becker	41. Albrecht von	80. Nollberg
4. Math. Friedrich und Salff. Becker	42. Albin Freytag	81. Emil Jan
4 ^{te} St. Jürgen Becker	43. Albin	82. August
5. Heinrichsmeyer Jüngling	44. Wilhelm	83. Lorenz
6. H. Braukmann	45. Alffeldt	84. Hoffmann
7. H. Compin	46. Johann Carl	85. Georg Christian
8. H. Colberg	47. Friedrich Carl	86. Johann Noll
9. H. Engel	48. Carl	87. Johann Engel
10. H. Engel	49. Albin	88. Carl Noll
11. H. Albin	50. Albin	89. Albin
12. Albin	51. Carl	90. Albin
13. Albin	52. Carl Carl	91. Carl
14. Albin Braukmann	53. Carl Braukmann	92. Carl Noll
15. Johann	54. Carl Carl	93. Carl Noll
16. Johann	55. Carl Noll	94. Carl Noll
17. Johann	56. Carl	95. Carl
18. Carl	57. Albin	96. Carl
19. Carl	58. Carl	97. Carl
20. Carl	59. Carl Carl	98. Carl Christian
21. Carl	60. Carl	99. Carl
22. Carl	61. Carl	100. Carl
23. Carl	62. Carl	101. Carl
24. Carl	63. Carl	102. Carl von Carl
25. Carl	64. Carl	103. Carl
26. Carl	65. Carl	104. Carl Christian
27. Carl	66. Carl	105. Carl
28. Carl	67. Carl	106. Carl Noll
29. Carl	68. Carl	107. Carl
30. Carl	69. Carl	108. Carl
31. Carl	70. Carl	109. Carl
32. Carl	71. Carl	110. Carl
33. Carl	72. Carl	111. Carl
34. Carl	73. Carl	
35. Carl	74. Carl	
36. Carl	75. Carl	

Abb. 2b: Personenregister zur Flurkarte von Schwaan im Jahre 1726 nach der Aufnahme von F. C. Balsleben

Schwaan stellt ein interessantes Beispiel für die Strukturwandlungen dar, wie sie sich im Gefolge der frühdeutschen Kolonisierung ergeben haben müssen. Das ursprüngliche regionale Machtzentrum, die obotritische Fürstenburg Werle wurde spätestens Ende des 12. Jahrhunderts aufgegeben (56). Die Burg Schwaan trat in frühdeutscher Zeit ihre Nachfolge an (57). Die slawische „civitas“ („wic“) bei der Burg Werle (58) diente nicht als Ausgangspunkt für die Stadtbildung, sondern verfiel. Maßgebend wurde vielmehr die deutsche „wiek“, die als Kaufmanns- und Gewerbesiedlung getrennt vom „suburbium“ im Schutze der frühdeutschen Burg angelegt wurde. Wenngleich der Stadtgrundriß nicht dem strengen Normalplanprinzip folgt, so kann hieraus jedoch nicht gefolgert werden, daß als Ausgangspunkt für die Stadtgründung ein altes Rundangerdorf gedient hat (59). Die strahlenförmige Anordnung der Straßenzüge, die Anlage des zentralen Marktes mit dem Rathaus und die zentrale, ringförmige Anlage von Kirche und Friedhof lassen als frühe Normalplanelemente auf eine planmäßige Stadtgründung schließen.

Schwaan war anscheinend ursprünglich werlescher Besitz (60). Die Stadt war Sitz einer Vogtei. Schröder vermutet, daß die Stadt um 1235 gegründet worden sein soll (61), ohne dafür Belege erbringen zu können. Nach Schmaltz (62) soll das Kirchspiel noch von Bischof Berno vor 1198 errichtet worden sein. Nach der Konzeption des Grundrisses und aufgrund der Quellen muß bei Schwaan davon ausgegangen werden, daß die Stadt in der Zeit zwischen 1218 bis 1226 während der Regentschaft von Fürst Heinrich Borwin II. privilegiert worden ist. Der „eingeschränkte Normalplan“ im Stadtgrundriß ist typisch für diesen Zeitabschnitt. Die übrigen Quellenhinweise, insbesondere der Kirchenbau verweisen auf den gleichen Zeitraum.

4.2 Laage

Der Ort wurde schon relativ früh genannt. 1216 existierten bereits die Burg „Lauena“ und der Burgbezirk (63). Hiermit war vermutlich die frühdeutsche Burg gemeint, die innerhalb des Stadtgebietes gelegen war (64). Die slawische Burg befand sich hingegen in rund 2 km Entfernung nordöstlich der Stadt am sogenannten „Grünhorn“ und trug die Bezeichnung „Burgwall“. Auf die einstige Existenz der frühdeutschen Burg in Laage deutet noch der Flurname „Burgplatz“. Obwohl die Burg an der Peripherie der Stadt lag, scheint sie bereits bei der Konzipierung des Stadtgrundrisses vorhanden gewesen zu sein. Die „Burgfreiheit“ könnte sich auf das Areal des „Zollgartens“ erstreckt haben und wurde später in das Stadtgebiet integriert. Der Stadtplan von Laage weist große Ähnlichkeit mit dem Plan von Schwaan auf. Die Stadt lag an einer wichtigen Handelsstraße von Demmin über Kalen nach Rostock (65).

Die Dreiecksform des Marktes deutet auf ein höheres Alter der Stadt hin. Praktisch gab es auf dem Markt zwei Rathäuser, das „alte Rathäuschen“ und das „(neue) Rathaus“. Das Armenhaus und ein St. Jürgenshof lagen an der Landstraße nach Teterow und, wie bei allen anderen Städten, vor den Toren der Stadt.

Hoffmann (66) vertritt die Auffassung, daß Laage um 1270 noch ein Dorf gewesen sei. Als Beweis hierfür führt er an, daß die „cives“ von Spotendorf denjenigen von Laage gleichgestellt gewesen seien. Spotendorf sei jedoch immer ein Dorf geblieben. Diese These muß als unzutreffend angesehen werden. Bekanntlich ist in der Gründungsphase an zahlreiche Orte das Stadtrecht verliehen worden (Altkalen, Prillwitz, Langkavel u. v. m.), die sich später nicht zu Städten entwickelt haben, d. h., es wurde auch Stadtrecht verliehen an Orte, die keine Voraussetzungen zur Stadtentwicklung boten (67). Die Einwohner dieser Orte wurden gleichfalls als „cives“ bezeichnet (68). Somit ist der Hinweis auf Spotendorf kein Argument für die These, wonach Laage um 1270 noch ein Dorf gewesen sein soll. Hinzu kommt, daß 1253 der Pfarrer der Kirche genannt wurde (MUB 5109). Veranschlagt man für die Errichtungszeit etwa 10 bis 15 Jahre, so muß die Stadt Laage mindestens seit 1230 bestanden haben.

Der Stadtgrundriß von Laage läßt sich nicht aus einem Dorfgrundriß ableiten. Die Anordnung der Stadtbildungselemente (3 Tore, Kirche mit Kirchhof, Rathaus, Markt und Straßenzüge) lassen wie bei Schwaan die Annahme zu, daß eine planmäßige Gründung aus der Zeit der Regentschaft von Fürst Heinrich Borwin II. (1218–1226) vorliegt. Keimzelle für die Stadtbildung war offensichtlich eine frühdeutsche Kaufmannssiedlung („Wiek“) im Schutze der Burg, deren „suburbium“ später in die Stadt einbezogen worden ist. Möglicherweise bestand diese „Wiek“ schon vor 1218, wie es nach MUB 223 zu vermuten ist. Fraglich bleibt allerdings bei Laage, ob die Stadt ursprünglich zur Herrschaft Werle rechnete oder ob sie nicht vielmehr ab 1230 bei der Herrschaft „Roztok“ verblieb.

4.3 Güstrow

Über den Gründungszeitraum für Güstrow ist es in der Vergangenheit zu Kontroversen gekommen. Auch über den Verlauf der Gründung bestehen immer noch Unklarheiten. Unumstritten bei dieser Stadt ist wohl, daß sie vor 1226 gegründet worden sein muß. Dies betrifft die Altstadt von Güstrow (69). Allgemein wird gegenwärtig angenommen, daß die Bewidmung mit Stadtrecht zwischen 1219 bis 1226 durch Fürst Heinrich Borwin II. erfolgte. Zu unterscheiden von der Altstadt ist „Alt-Güstrow“. Lisch und Hoffmann sahen in ihm 1256 ein slawisches Dorf. Es ist jedoch anzunehmen, daß hiermit jenes „antiqua villa“ gemeint war, welches das „suburbium“ der Burg gebildet hat. Es lag mit einiger Sicherheit auf jenem Areal, das noch 1726 als „Burg“- und „Domfreiheit“ bezeichnet wurde.

Der Grundriß der Stadt muß bereits während der Gründungsphase in entscheidender Weise verändert worden sein, so daß die ursprüngliche Form nicht mehr erkennbar ist. Der Grundriß von 1726 (Abb. 3a, b) weist eine Gestalt auf, die weitgehend nach dem Normalplanschema gestaltet ist. Das diesbezüglich entscheidende Ereignis für Güstrow ist urkundlich überliefert (70). Es handelt sich um den Abriß der neben der Altstadt inzwischen entstandenen Neustadt und deren Einbeziehung in die Altstadt im Jahre 1248. Die Neustadt muß sich schon relativ früh entwickelt haben. Der Anlaß für ihre Entstehung ist nicht bekannt. 1236 dürfte sie bereits als selbständige Stadt mit eigener Gerichtsbarkeit existiert haben. Möglicherweise war sie sogar 1228 schon vorhanden. In MUB 359 wird ein „Henricus advocatus“ genannt, in MUB 369 aus dem Jahre 1229 ein „Johannes, minore advocatus“ und ein „Baroldus advocatus“. Vielleicht erscheinen in diesen drei Männern die Vögte für Güstrow und zwar „Baroldus“ als Landvogt und „Heinrich“ und „Johannes“ als Stadtvögte für die Alt- und die Neustadt. Über die Standorte von Alt-Güstrow, Alt- und Neustadt bestehen unterschiedliche Auffassungen. Besser und Rudloff waren der Ansicht, daß die Altstadt abgebrochen worden sei und eine Integration in der Neustadt erfolgte. Latomus und nach ihm Lisch vertraten hingegen die Auffassung, daß die Neustadt abgerissen worden sei und diese in der Altstadt aufgegangen wäre. Lisch verweist jedoch auf die überraschende Tatsache, daß die Neustadt trotz Abriß bereits nach 50 Jahren schon wieder in Blüte gestanden habe. Die hiermit zusammenhängende Verwirrung wird wohl durch eine im 14. Jahrhundert erfolgte Umdeutung verursacht worden sein, indem nunmehr der Begriff der „Altstadt“ auf die vormalige Neustadt übertragen wurde und umgekehrt, die einstmalige Altstadt jetzt als „Neustadt“ bezeichnet wurde. Diese Situation wird durch den Stadtplan von 1726 wiedergegeben (71).

Das Schloß mit dem „suburbium“ (antiqua villa) und die ursprüngliche Altstadt lagen auf dem linken Nebelufer. Die ehemalige Neustadt befand sich auf dem rechten Nebelufer. Ob das Schloß in den Anfängen der Besiedlung als frühdeutsche Burg auf einem wendischen Burgwall errichtet worden ist, wie Lisch es vermutet, ist ungeklärt. Auch der Errichtungszeitraum für diese Burg läßt sich nicht mehr abschätzen. 1226 wurde die Burgbesatzung genannt. Das im Stadtplan von 1726 angeführte Areal von „Burg“- und „Domfreiheit“ muß der ursprüngliche Raum des „suburbiums“, jenes „antiqua villa“ (Alt-Güstrow) gewesen sein. Die „Burgfreiheit“ umfaßte in der Regel das Gebiet der Burg, die fürstlichen Gebäude

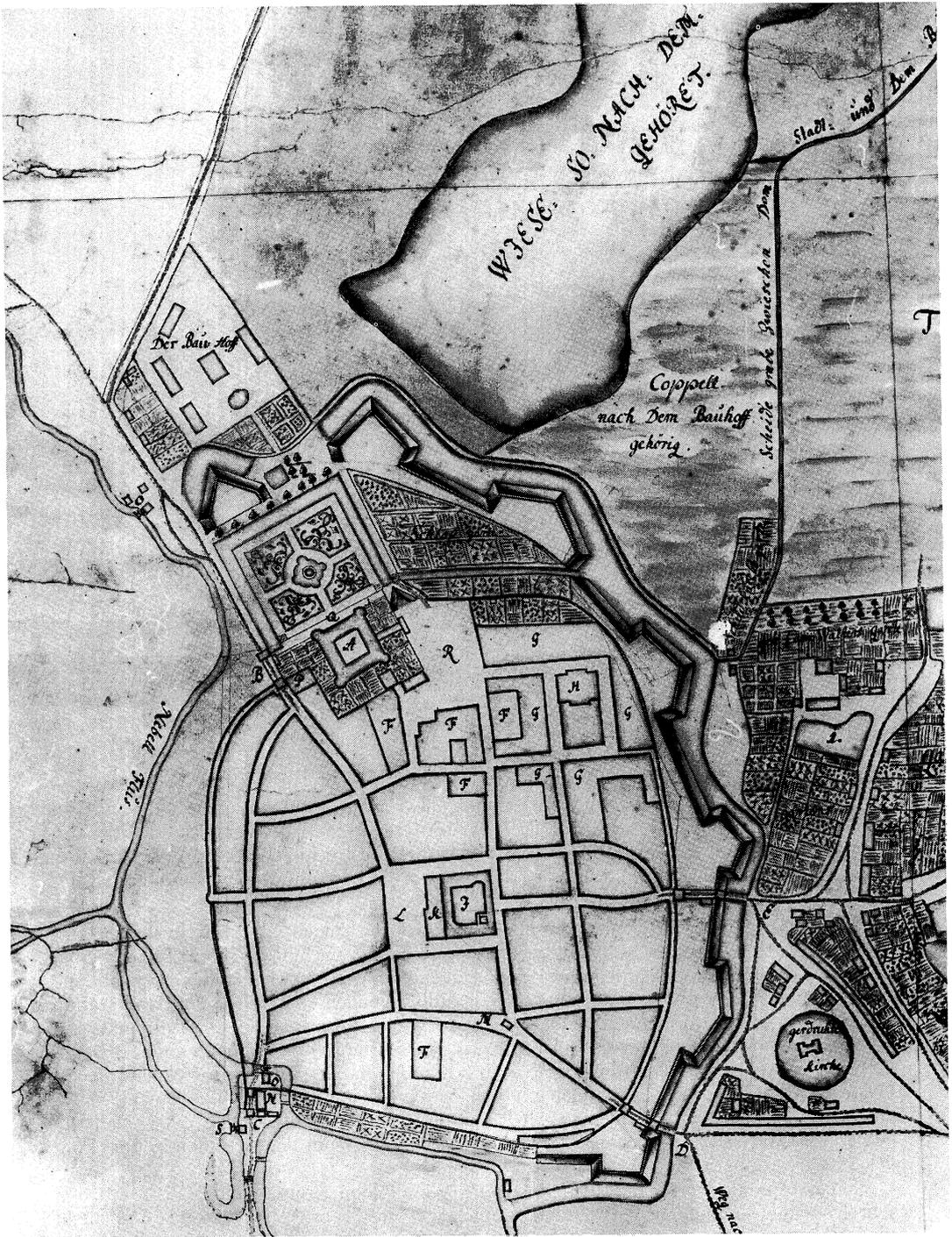


Abb. 3a: Grundriß der Vorderstadt Güstrow im Jahre 1726 nach F. C. Balsleben

CARTE

von der

STADT GÜSTROW

NEBST EINEN GEWISSEN

DESTRICK,

DEHREN FELDT MARCK.

Explication

- | | |
|---|--|
| <p><i>A. Das Schloß.</i></p> <p><i>B. Gleyensche Thor.</i></p> <p><i>C. Mühlen Thor.</i></p> <p><i>D. Schnoyen Thor.</i></p> <p><i>E. Hagebügsche Thor</i></p> <p><i>F. Burgfreiheit.</i></p> <p><i>G. Thümfreyheit.</i></p> <p><i>H. Thümkirche</i></p> <p><i>J. Pfarrkirche</i></p> | <p><i>K. Das Rakhhaus.</i></p> <p><i>L. Das Marck.</i></p> <p><i>M. Pferde Marck.</i></p> <p><i>N. Schützen Haus.</i></p> <p><i>O. Die Mühlen</i></p> <p><i>P. Heilige geist Hoff</i></p> <p><i>Q. Schiessgarth</i></p> <p><i>R. Schloß Platz</i></p> <p><i>S. Die Koh Mülle</i></p> |
|---|--|

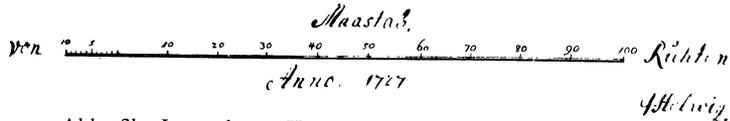


Abb. 3b: Legende zur Karte von Güstrow aus dem Jahre 1726

und die Adelhäuser. Möglicherweise erfolgte die Errichtung der Burg schon vor 1200. Nach Schröder (72) hat Heinrich Borwin I. bei der Regentschaftsübernahme zusammen mit Nicolaus von Gadebusch im Jahre 1178 in Güstrow seine Residenz erbaut. Vielleicht kurz danach, Ende des 12. Jahrhunderts wird das Burgwardkirchspiel errichtet worden sein (73), denn das Güstrower Kirchspiel bestand 1226 bereits.

Die Unterschiede zwischen Alt- und Neustadt müssen nach 1248 verschwunden sein. Die Neukonzipierung der Altstadt erfolgte weitgehend nach dem Normalplanschema. Lediglich die Gertraudenkapelle vor dem Hageböker Tor verwies später noch auf die Existenz der einstigen Neustadt von 1236. Es muß demnach eine vollständige Integration der Neustadt in der einstigen Altstadt vorliegen (74). Spätestens zu diesem Zeitpunkt wird es auch zu einer Einbeziehung des „suburbiums“ in das Stadtbild gekommen sein. 1242 muß die Burgdienstsiedlung „Alt-Güstrow“ noch bestanden haben. In diesem Jahre wurde ein Güstrower Bürger („Albertus“) noch mit dem Zusatz „de antiqua villa“ bezeichnet (75). Im Gegensatz zu den „suburbien“ von Alt-Röbel und Alt-Malchow erlangte „Alt-Güstrow“ keine eigene Existenz, sondern wurde vielmehr schon zu einem relativ frühen Zeitpunkt in das Stadtbild integriert.

Seine Rolle als Vorderstadt des einstigen „Wendischen Kreises“ muß Güstrow schon sehr früh übernommen haben. Wahrscheinlich war dies bereits vor 1226 der Fall, denn die Altstadt von Güstrow in Form der deutschen „Wiek“ könnte schon Ende des 12. Jahrhunderts privilegiert gewesen sein.

4.4 Krakow

Bei dieser werleschen Stadt ist man hinsichtlich des Gründungszeitraumes auf Vermutungen angewiesen, da kaum Unterlagen aus älterer Zeit vorliegen. Im Jahre 1298 wurde die Stadt erstmalig als „oppidum“ (Flecken) bezeichnet (76). Schon Lisch hat darauf verwiesen, daß die Stadt zu diesem Zeitpunkt längst existiert haben muß (77). Auch die namentliche Erwähnung des Schulzen „Johannes de Cracow“ im Jahre 1270 hat mit der eigentlichen Stadtgründungsphase nichts mehr gemein (78). Lisch äußert die Auffassung, daß spätestens Fürst Nicolaus I. (1229-1277) als Gründer in Betracht kommt.

Lisch vermutet einen slawischen Burgwall am südlichen Seeufer nahe dem Dorf Mölln als bedeutsam für die Stadtgeschichte. Nach Beyer (79) lag die (frühdeutsche?) fürstliche Burg (Vogteiburg) auf der Südseite der Stadt nahe am See. Der Stadtplan (Abb. 4a, b) zeigt zentral angeordnete Stadtbildungselemente, dargestellt durch einen rechteckigen Markt mit Rathaus und eine nahe liegende Stadtkirche mit kreisbogenförmigem Kirchhof. Zwischen den wiedergegebenen Stadtplänen von 1726 und 1760 bestehen einige Unterschiede, wobei dem Plan von 1726 aus der Zeit vor dem großen Stadtbrand sicherlich mehr Originalität zukommen dürfte.

Der Standort der Burg ist auf der Flurkarte von 1726 nicht rekonstruierbar. Denkbar ist ein Standort direkt an der Stadtmauer vor dem Bornbrink am Seeufer. Hier ist ein höher

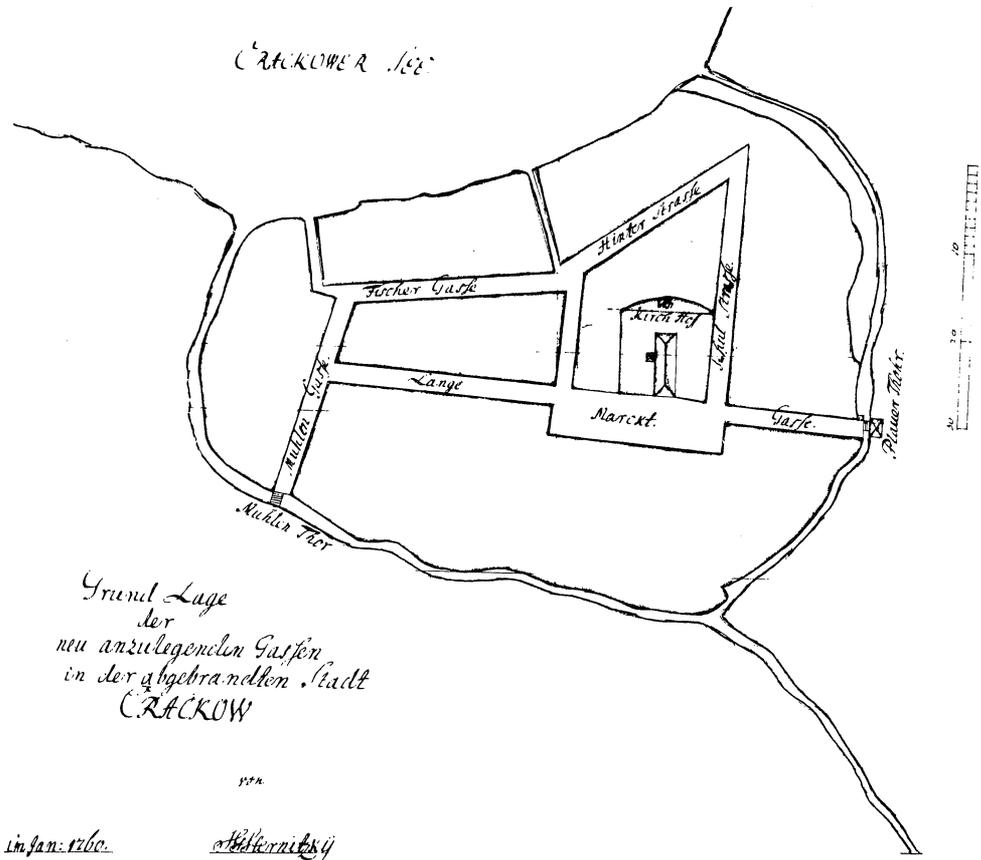


Abb. 4b: Grundriß der abgebrannten Stadt Krakow im Jahre 1760 nach einer Aufnahme durch J. G. Sternitzky (DDR-Staatsarchiv Schwerin)

liegendes Ackerstück mit der Flurnummer 107 eingezeichnet, das als einstiger Burgplatz in Betracht käme. Vor dem Mühlentor lag an der Verzweigung der Landstraße nach Güstrow beziehungsweise nach Goldberg sicherlich das „Heiliggeist-Hospital“. Darauf deutet der Flurname „Heiliggeist-Camp“ hin. Am Verbindungsweg zwischen Plauer und Goldberg Landstraße lag die „Alte Mühle“. Daran grenzte ein Bruch mit der Bezeichnung „Wicken-Camp“. Dieser Flurname verweist darauf, daß es auch in Krakow eine „Wiek“ gegeben haben muß. Wahrscheinlich wurde diese Wiek durch die Lange, Schul- und Hintergasse begrenzt, während zwischen Plauer Tor und dem Seeufer das einstige „suburbium“ jenes „antiqua villa cracowe“ zu suchen sein wird.

Unklar ist die Rolle des „villa oldendorp“, das südlich der Stadt gelegen hat und an das noch der Oldendorper See erinnert (80). Nach Lisch ist es bei der Gründung der Stadt wüst geworden (81). Ein Teil der vormaligen Dorffeldmark wurde der Stadtfeldmark zugeschlagen, der andere Teil der späteren Dorffeldmark Sammit. Es soll nach Lisch ein altes slawisches Dorf gewesen sein, worauf der Name verweise. Vielleicht hat es sich um eine slawische „Wic“ (Wicownicza = Marktsiedlung) gehandelt, die als Vorläufer der Stadt anzusehen ist. Bis ins 12. Jahrhundert war bei den Slawen das Lehnswort „Wic“ (abgeleitet von „Wyk, Wiek“) für Marktsiedlung oder offene Burgdienstsiedlung noch gebräuchlich (82). Bei der „Wiek“, die als Keimzelle der Stadt Krakow anzusehen ist, dürfte es sich jedoch um eine frühdeutsche „Wiek“ (Vicus teutonicorum) gehandelt haben, die bereits spätestens im ersten Quartal des 13. Jahrhunderts im Schutze einer frühdeutschen Burg angesiedelt gewesen sein muß.

Beyer (83) verweist auf Ähnlichkeiten zwischen Plau und Krakow hinsichtlich der Stadtprivilegien. Der Stadtplan von 1726 weist ähnliche Züge auf mit Schwaan, Laage und Teterow. Aufgrund der wenigen Fakten kann man vermuten, daß der Hinweis von Lisch zutreffend ist, daß nämlich die Stadt ein relativ hohes Alter besitzen muß. Es ist anzunehmen, daß vielleicht Fürst Heinrich Borwin II. als Stadtgründer in Betracht kommt. Die Stadt Krakow muß dem Stadtgrundriß zufolge vor 1240 konzipiert worden sein.

4.5 Teterow

Ebenso wie bei Krakow sind auch bei dieser werleschen Stadt die Nachrichten über die Gründungsphase überaus spärlich. Bei der Ersterwähnung im Jahre 1271 muß die Stadt bereits seit längerer Zeit existiert haben. Dabei ist der Ort schon sehr früh bekanntgeworden. Lisch vermutet, daß die bei Saxo beschriebene Erstürmung einer slawischen Fürstenburg im Jahre 1171 auf den Burgwall von Teterow zutrifft (85). Unzweifelhaft steht fest, daß die slawische Burg im Teterower See im 12. Jahrhundert ein bedeutendes fürstliches Zentrum gewesen sein muß, wie es die bisherigen Ausgrabungsergebnisse beweisen (86).

Der Stadtplan von Teterow (Abb. 5a, b) ähnelt in seiner Struktur jenen von Malchin, Güstrow und Neukalen. Deutlich erkennbar ist, daß die Stadt nach dem Normalplanschema angelegt wurde (Abb. 5a). Der „Pferdemarkt“ ist, wie bei Güstrow und Goldberg, innerhalb der Stadtmauern angeordnet. Vielleicht existierte früher auch ein Kloster in der Stadt (87). Die Anwendung des Normalplanschemas läßt auf ein jüngeres Gründungsdatum schließen, als es beispielsweise bei Schwaan oder Laage vorliegt. Teterow war auch Sitz einer Vogtei, obwohl Lisch dies wie auch die Existenz einer frühdeutschen Burg in Abrede stellte (88). Standort von Burg und „suburbium“ sind im Stadtgrundriß nicht mehr erkennbar. Das vor der Stadt gelegene „Budorp“ wurde wohl bei Gründung der Stadt wüst.

Schmaltz (89) ist der Auffassung, daß das Teterower Kirchspiel um 1226 gegründet worden sein muß. Nach Böhmer (90) soll der Kirchenbau in Teterow um 1215 begonnen worden sein. Obwohl diese Annahmen es nahe legen, auch bei dieser Stadt an Fürst Heinrich Borwin II. als Gründer zu denken, deutet die Konzeption des Stadtplanes eher auf Fürst Nicolaus I. als Gründer hin, da bei allen Gründungen während seiner Regentschaft das strenge Normalplanschema angewandt wurde.

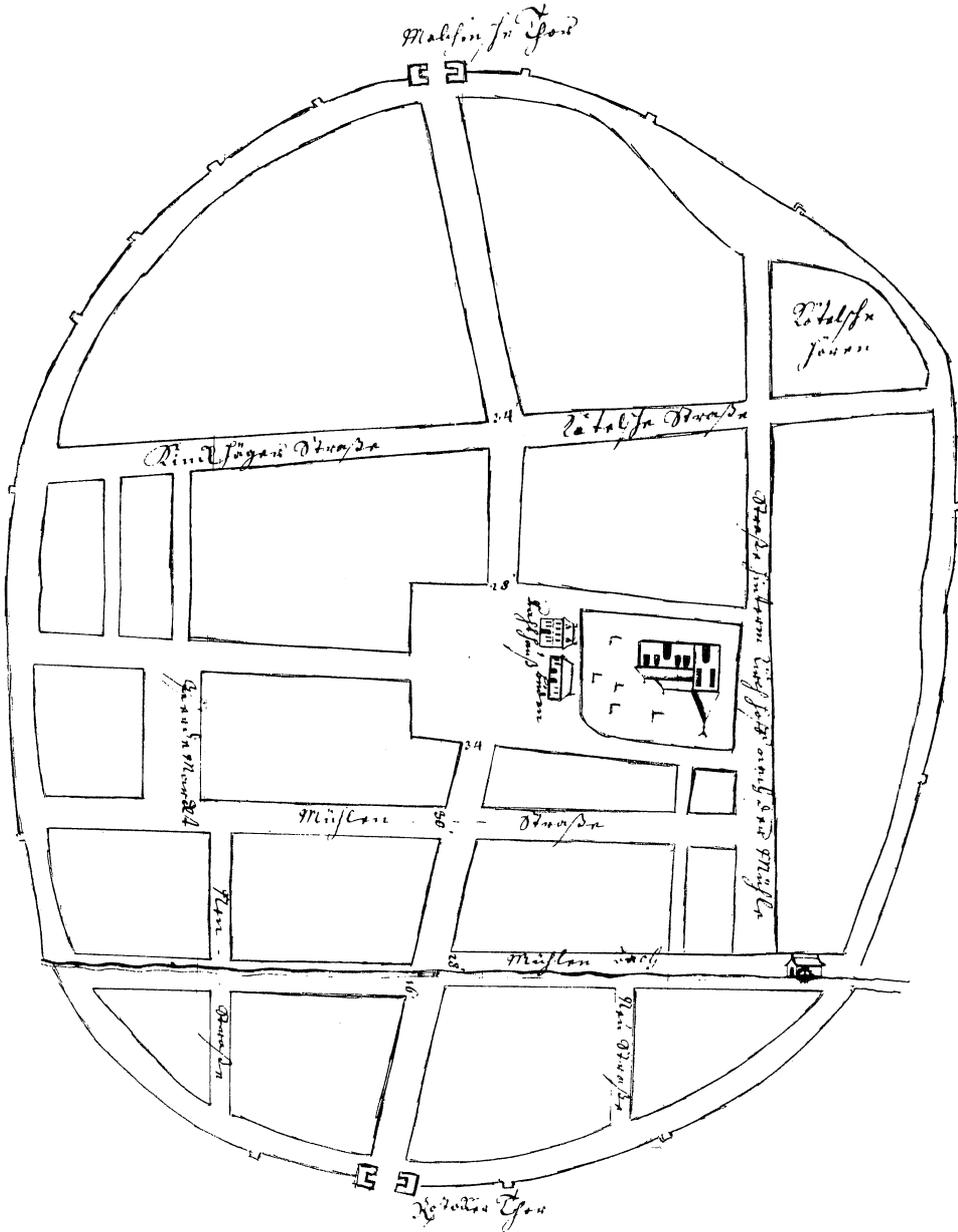


Abb. 5b: Grundriß der Stadt Teterow im Jahre 1760 nach einem Original im DDR-Staatsarchiv Schwerin

Die Stadt MALCHIN um 1700

- A Markt
- B Das Alte Rathaus
- C Das Neue Rathaus
- D Die Stadt-Kirche
- E Heilig-Geist-Kirche
- F Das Mühlen-Tor
- G Mien-Kahlen-Tor
- H Wagentinsche-Tor
- I Stein-Tor
- K Korn-Mühle
- L Burg(bis 1372)
- g Gärten
- h Scheunen

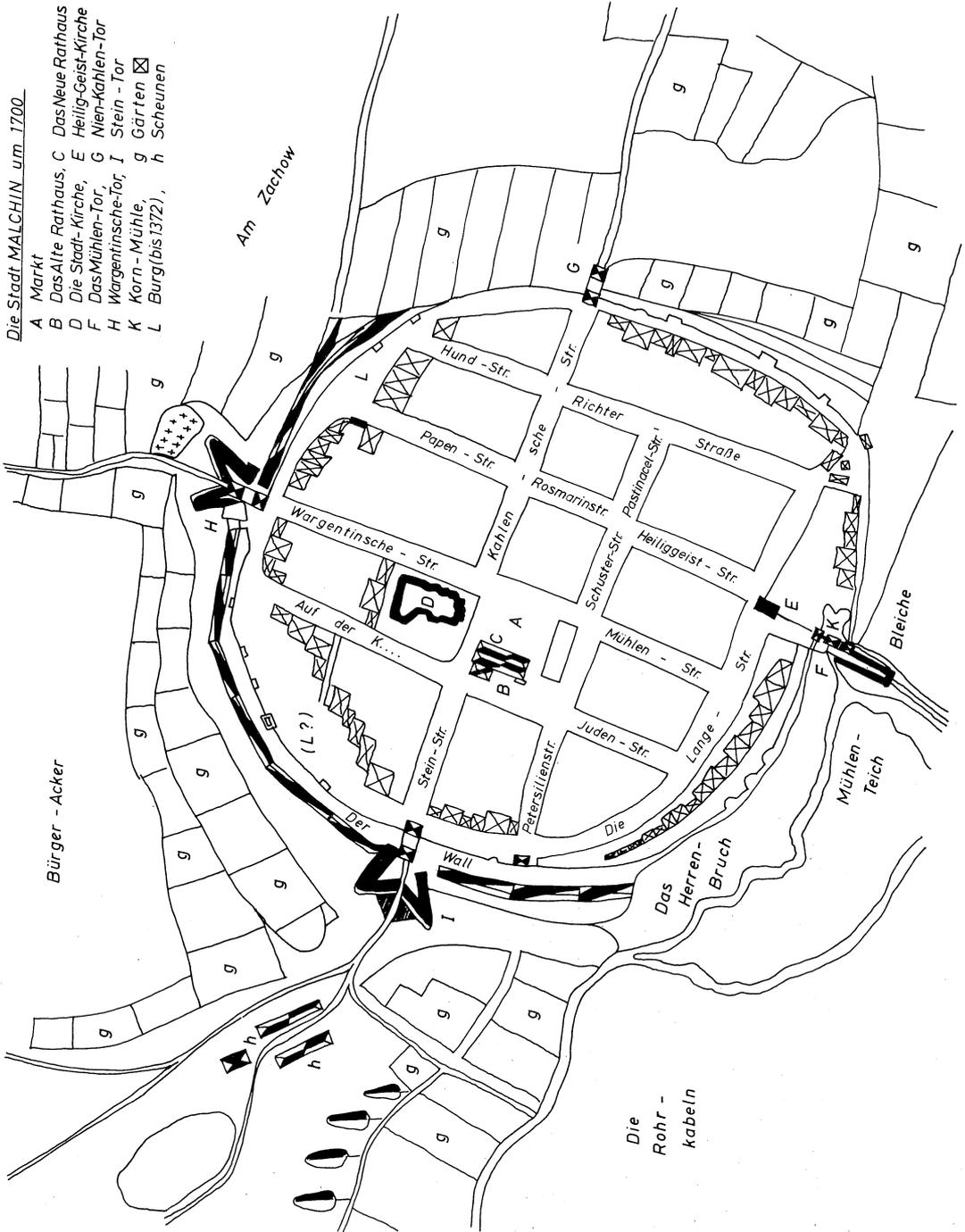


Abb. 6: Grundriß der Stadt Malchin auf der Grundlage der Pläne von 1726 (Balsleben) und 1797 (Souhr)

4.6 Malchin

Der Ort ist neben Neu-Malchow die einzige Stadt in der Herrschaft Werle, deren Privilegierungsdatum exakt bekannt ist (91). Der Stadtplan (Abb. 6) besitzt große Ähnlichkeiten mit dem Grundriß von Teterow und auch mit denjenigen von Neukalen (92), Gnoiien und Ribnitz. Hinsichtlich einer chronologischen Einordnung der Stadtgrundrisse ist dies ein wichtiger Umstand. Durch MUB 449 ist die Anwendung des strengen Normalplanschemas für die Städte der Herrschaft Werle fixierbar. Die Anwendung dieser Konzeption ist hierdurch für die Zeit der Frühphase der Regentschaft von Fürst Nicolaus I. von Werle (etwa 1230 bis 1240) belegt (93).

Malchin wurde bereits 1215 namentlich erwähnt (94). Wahrscheinlich schon um diese Zeit muß anstelle der wendischen Burg auf einer Horst in den feuchten Wiesen bei der Krebsmühle eine frühdeutsche Burg errichtet worden sein, die bis 1372 innerhalb der Stadtmauern lag (MUB 10334). Das Burgwardkirchspiel (95) dürfte nach Schmaltz älter als die Stadt gewesen sein und umfaßte einstmals wohl das ganze Territorium der alten „terra malekin“ bis nach Dahmen am Ende des Malchiner Sees, der vordem „Wargentiner See“ hieß (96). Dazu gehörten Basedow, Gielow, Dahmen, Sagel, Muceliz (1247), Pisède und Bülow. Schmaltz vermutet, daß dieses Burgwardkirchspiel schon zu Bischof Bernos Zeiten existiert hat. Ob die frühdeutsche „terra“ mit dem slawischen Burgbezirk identisch war, muß bezweifelt werden, da die slawischen Siedlungskammern anders strukturiert gewesen sind.

Aus dem Stadtplan ist nicht erkennbar, ob der werleschen Stadt von 1236 noch eine „Altstadt“ mit anderer Struktur vorausgegangen ist. Ebenso wenig ist die Burg mit ihrem „suburbium“ nach dem Stadtplan noch lokalisierbar. Immerhin deuten das „alte“ und das „neue Rathaus“ darauf hin, daß Malchin vor der Privilegierung im Jahre 1236 vielleicht eine Altstadt in Form einer frühdeutschen „Wiek“ besessen hat. Der Grund für ihre Neukonzipierung 1236 könnte aus strategischen Gründen erfolgt sein, da Werle erst zwischen 1230 bis 1235 den alten Gau „Circipanien“ von Pommern zurückerobert hat, zu dem auch das Land Malchin gehörte. Die Folgen der Kämpfe waren bei der Privilegierung um 1236 wohl noch deutlich spürbar, denn nach MUB 514 war das Gebiet zu dieser Zeit eine „Einöde“, so daß die Stadtfeldmark nicht begrenzt wurde.

4.7 Stavenhagen

Das Land Stavenhagen kam erst 1282 als Pfandbesitz an das Fürstenhaus Werle. 1316 ging es endgültig aus dem Bereich der pommerschen Herzöge an die Fürsten von Werle über (97).

Über den Gründungszeitraum der Stadt liegen keine Angaben vor. Die früheste Erwähnung datiert aus dem Jahre 1266 (98). In diesem Jahr wird die Kirche erwähnt. Schmaltz vermutet aufgrund einer Urkunde (99), daß die Stadtkirche von Stavenhagen schon vor 1256 existiert hat, da das Basephol-Ivenacker Kolonisationskirchspiel vordem diese Kirche miteingeschlossen haben muß. 1252 wurde in einer Urkunde des Klosters Ivenack der Ritter Reimbern von Stoven (Staven) genannt (100). Offenbar ist im Stadtnamen das Geschlecht des Locators erhalten geblieben (Stouenhagene = Stavenhagen) (101). In einer Privilegienbestätigung aus dem Jahre 1282 wird auf die Pommernherzöge Barnim und Wertislav verwiesen, die ab 1220 gemeinsam regierten. Während ihrer Regentschaft muß die Privilegierung erfolgt sein.

Der Grundriß von Stavenhagen (Abb. 7) weist große Ähnlichkeiten mit den Grundrissen von Schwaan und Laage auf. Zentrum des alten Ortes war die Kirche mit dem ringförmigen Friedhof (102). Der Markt ist quadratischer angelegt als derjenige von Schwaan. Aber hier wie dort laufen die Straßenzüge sternförmig auf das Zentrum zu. Das „Schloß“ liegt am Rande der Stadt. Das „Amt“ mit der „Amtsfreiheit“ dürfte der alten „Burgfreiheit“ entsprechen, d. h., dies muß das „antiqua villa“ gewesen sein. Möglicher-

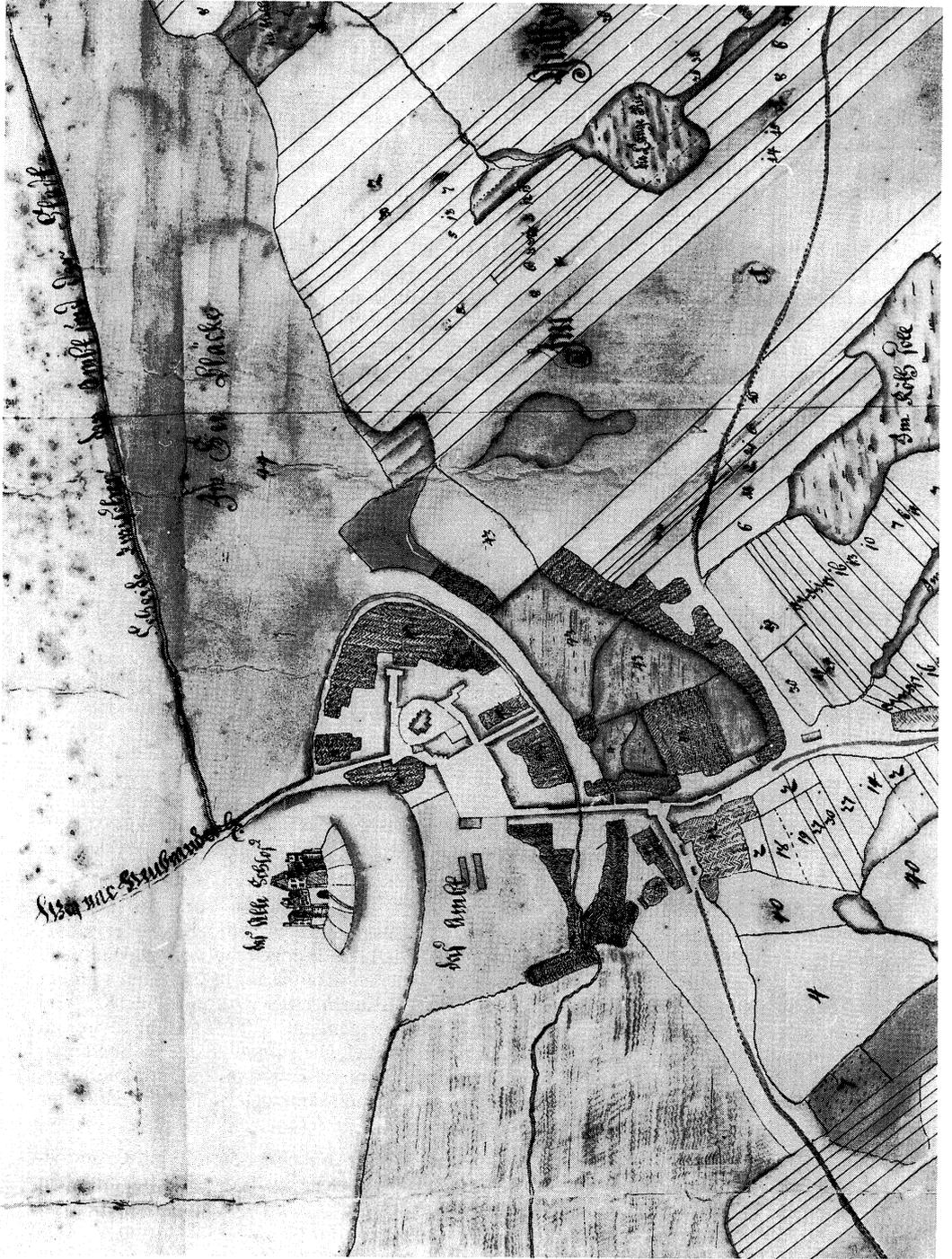


Abb. 7: Grundriß der Stadt Stavenhagen im Jahre 1726 (Balsleben)

weise stand das „Amt“ auf dem Platz der frühdeutschen Burg, während das „alte Schloß“ zu einem späteren Zeitpunkt in das Weichbild der Stadt hineinverlegt worden ist. Zumindest vermittelt der Plan von 1726 diesen Eindruck.

Die Stadt hatte bei ihrer Privilegierung 71 Hufen Land verliehen bekommen. Dies war, gemessen an der Ausstattung anderer mecklenburgischer Städte, eine reichliche Dotierung. Hoffmann (103) vermutet aufgrund der Quellenangaben, daß die Stadt vor 1264 gegründet worden sein muß. Wenn man die Ähnlichkeiten in den Grundrissen berücksichtigt, die zwischen Schwaan, Laage und Stavenhagen vorliegen, drängt sich die Vermutung auf, daß Stavenhagen zu einem wesentlich früheren Zeitpunkt gegründet worden sein muß. Der wahrscheinliche Gründungszeitraum könnte durch die Zeitspanne von 1220 bis 1230 gegeben sein.

4.8 Goldberg

Das Land Goldberg kam zusammen mit dem Land Plau im Jahre 1256 unter die Herrschaft von Fürst Nicolaus I., als sein Bruder Pribislav von Parchim-Richenberg nach einem verlorenen Streit mit dem Schweriner Bischof sein Land verlassen mußte.

Der Ort wurde 1227 bei der Bewidmung des Klosters Dobbartin erwähnt (104). 1231 besaß das Kloster das Patronatsrecht über die Kirche von Goldberg. Aus dem Jahre 1248 liegt eine Privilegienbestätigung vor (105). Hoffmann (106) sah in dieser Bestätigung den eigentlichen Gründungsakt, was sicherlich unzutreffend ist, weil eine derartige Auslegung Text und Inhalt der Urkunde widerspricht. Vielmehr muß den Umständen nach die Bewidmung vor 1248 erfolgt sein. Hoffmann war ferner der Ansicht, daß die Stadtgründung auf das 1248 erwähnte Dorf „Goltz“ (Gols, Goltec) zurückzuführen ist und daß die Stadtkirche die Kirche des Dorfes gewesen ist. Für eine derartige Vermutung gibt es jedoch keine Anhaltspunkte.

Der Grundriß von Goldberg zeigt indessen deutliche Abweichungen gegenüber den Grundrissen der älteren werleschen Städte wie Schwaan, Laage oder Krakow (Abb. 8). Es liegt zwar bei der Anordnung der Straßenzüge eine durchweg rechteckige Konzeption vor; die Stadtbildungselemente wie Markt, Rathaus und Kirche sind getrennt voneinander angeordnet. Der Stadtplan von Goldberg weist Ähnlichkeiten mit den Grundrissen von Sternberg und Neu-Parchim auf (107), ebenso mit den Grundrissen einiger askanischer Städte wie Perleberg oder mit der Neustadt von Salzwedel (108). Trotzdem bietet der Grundriß von Goldberg keinerlei Anhaltspunkte für die Annahme, eine Entstehung etwa aus einem slawischen Dorf anzunehmen. Dagegen spricht eindeutig die Form der Straßenzüge, die in jedem Fall auf eine planmäßige Gründung schließen läßt.

Ausgangspunkt der Entstehung wird zunächst die Existenz der Burg gewesen sein, deren Standort auf dem Stadtplan noch gut erkennbar ist. Sie lag unzweifelhaft außerhalb der Stadtmauern. Auch das vor der Burg liegende „suburbium“ lag vor den Stadttoren. Bei dem im Jahre 1261 genannten „villa goldberghe“ wird es sich mit ziemlicher Sicherheit um die Burgdienstsiedlung gehandelt haben (109). Getrennt von Burg und Burgdienstsiedlung muß es schon frühzeitig zur Anlage einer frühdeutschen „Wiek“ gekommen sein, die als Keimzelle für die Stadt anzusehen ist. Das Fehlen eines zentral liegenden Marktes ist vielleicht wie bei Alt-Plau damit zu erklären, daß der frühe Markt zunächst außerhalb der Stadt, vielleicht auf dem Areal der „Burgfreiheit“ als sogenannter Burgmarkt existierte. Wahrscheinlich war auch die Kirche bereits vor der Errichtung der „Wiek“ als Burgwardkirchspiel vorhanden, wodurch ihre periphere Lage zustandekam. Das slawische Dorf „Goltz“ könnte hingegen eine Burgdienstsiedlung (Kietz?) gewesen sein.

Der Zeitraum der Stadtgründung läßt sich aufgrund der spärlichen Quellen nur schwer abschätzen. Verglichen mit den Grundrissen älterer werlescher Städte muß man annehmen, daß Goldberg jünger einzustufen ist. Neu-Parchim (vor 1249) und Sternberg (vor 1255)

Alt-Goldberg (1726)

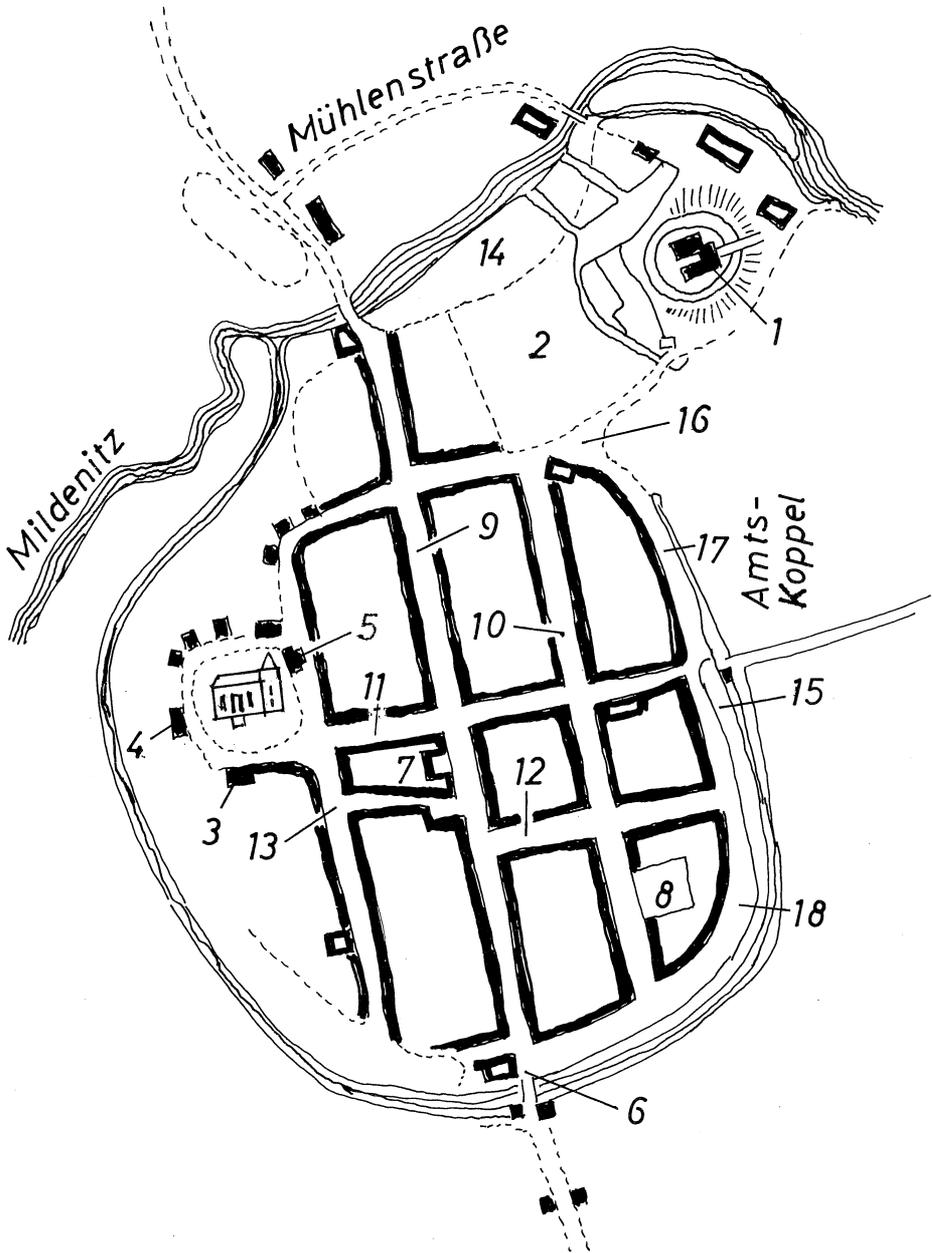


Abb. 8: Grundriß der Stadt Goldberg im Jahre 1727 (Nach Schlie 1904 mit Ergänzungen)

müssen etwa zeitgleich mit Goldberg privilegiert worden sein. Somit ist anzunehmen, daß Goldberg zwischen 1230–1240, zu Beginn der Regentschaft von Fürst Pribislav zur Stadt erhoben worden ist.

4.9 Plau

Der Gründungszeitraum für die Stadt läßt sich mit einiger Sicherheit auf die Jahre 1224 bis 1226 eingrenzen (110). Der Name der Stadt verweist vielleicht noch auf den Gründer (Locator), einen Vertreter des alten Rittergeschlechtes „Plawe“ (111).

Der Stadtplan von Plau (Abb. 9a) läßt drei Teilbereiche erkennen: Die Burg (Festung) sowie einen westlichen und einen östlichen Teil. Der Errichtungszeitraum für die Burg läßt sich ungefähr angeben. Sie war nachweislich 1285–87 fertiggestellt (112). Möglicherweise ist sie schon vordem bezogen gewesen, denn im Jahre 1264 war die alte Hauptburg (Quetzin) bereits verlassen (113). Der westliche Stadtteil, direkt am Plauer See gelegen, wurde praktisch durch die sich rechtwinklig schneidende Burg- und Stützstraße dargestellt. Aus dem Stadtgrundriß geht hervor, daß die Burg nachträglich in diesen Stadtteil hineingebaut worden sein muß (Abb. 9b), da der Burggraben das ursprünglich vorhandene Oval der Anlage durchschneidet. Ähnlich wie im Falle von Goldberg lag der Markt zunächst außerhalb dieses Stadtteiles und wurde durch die sogenannte Marktstraße gebildet. Dieser Stadtteil muß die alte frühdeutsche „Wiek“ bilden, die der eigentlichen Stadtgründung vorausgegangen sein muß. Die „Wiek“ Alt-Plau enthielt noch keine eigene Kirche. Vielmehr erfüllte diese Funktion zunächst noch die Kirche von Quetzin als ursprüngliche Burgwardkirche (114). Somit muß Alt-Plau vor Gründung der eigentlichen Stadt bereits existiert haben. Der Ortsteil „Neu-Plau“ mit der Stadtkirche und der „Breiten Straße“ (Straßenmarkt = Späterer Markt) dürfte somit jünger sein als die alte „Wiek“. Neu-Plau wurde offensichtlich durch Fürst Heinrich Borwin II. um 1225 unter Einbeziehung von Alt-Plau privilegiert. Die einstige „Burgfreiheit“ lag wohl ursprünglich zwischen Burgtor und Steinstraße.

Bei Plau bleibt die Frage offen, ab wann die frühdeutsche „Wiek“ (Alt-Plau) bestanden hat. Sie wurde nicht unmittelbar bei der alten Hauptburg Cuscin errichtet, weil sie dort mit Sicherheit zu verkehrungünstig gelegen hätte. Als wesentlich günstigerer Standort bot sich der verkehrsreiche Eldeübergang an. Anhaltspunkte über den Gründungszeitraum der „Wiek“ liegen nicht vor. Vielleicht steht die Jahreszahl von 1187 an der Stadtkirche von Plau hiermit in Zusammenhang. Den Umständen nach käme das 4. Quartal des 12. Jahrhunderts hierfür durchaus in Betracht.

Auffallend ist das Fehlen eines großen quadratischen Marktes bei allen Städten der Herrschaft Werle-Richenberg. So weisen beispielsweise sowohl die Alt- als auch die Neustadt von Parchim (115) nur kleine, schmale Märkte auf. Ähnliches gilt für Sternberg. Da Alt-Plau in der „Marktstraße“ bereits über einen Markt verfügte, genügte später offenbar die „Breite Straße“ als Straßenmarkt, so daß die Errichtung eines gesonderten Marktplatzes sich erübrigte (116). Alle diesbezüglichen Überlegungen legen die Annahme nahe, die Bildung des „vicus teutonicorum“ auf die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zu veranschlagen. Vielleicht wurde diese „Wiek“ bereits 1164 errichtet, als der sächsische Vogt Ludolf von Braunschweig die Territorialherrschaft auf Burg Quetzin im Auftrage des Welfenherzogs übernahm (117). Bei Neu-Plau ist um 1225 wohl schon ein bestehender Ort privilegiert worden. Bereits kurz danach muß es zur Verlegung der Vogteiburg in das sich neu entwickelnde Zentrum in Form der Stadt Plau gekommen sein, wobei Quetzin verödete. Dieser Vorgang läßt sich auch bei mehreren anderen Orten und Burgen in Mecklenburg nachvollziehen (Behren/Lübchin-Gnoien, Marlow-Sülze, Schloen-Waren u. a. m.). Nur die Kirche in Quetzin landesherrschaftlichen Patronats erinnerte später noch an die frühere dominierende Rolle, die sie einstmals als Burgwardkirche für den ganzen Landstrich besessen hat. Die Kirche von Quetzin stand später wie St. Clement in Rostock neben der Stadtkirche von Plau als Relikt aus alter Zeit (118).

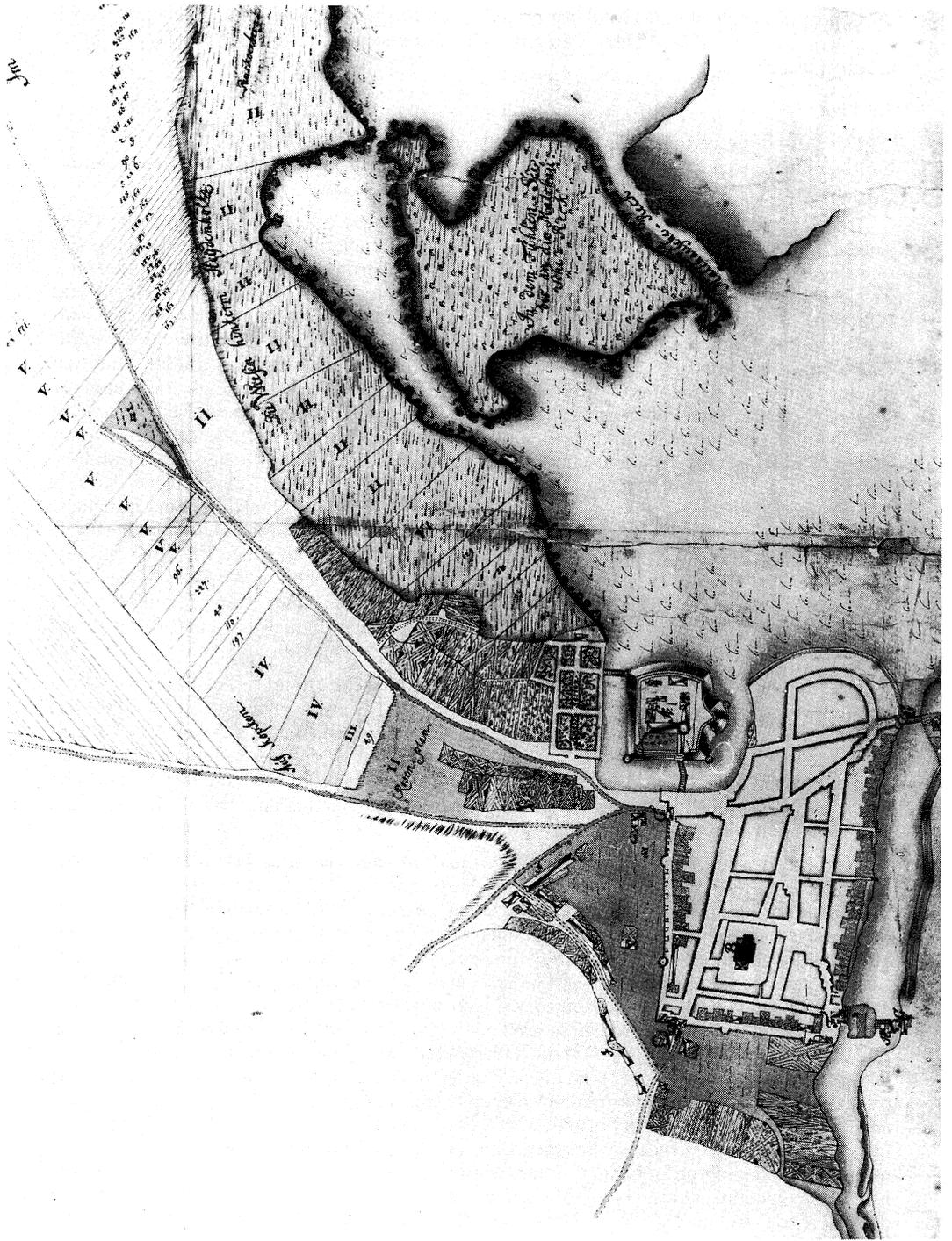


Abb. 9a: Flurkarte der Stadt Plau und Umgebung (Balsleben 1727)

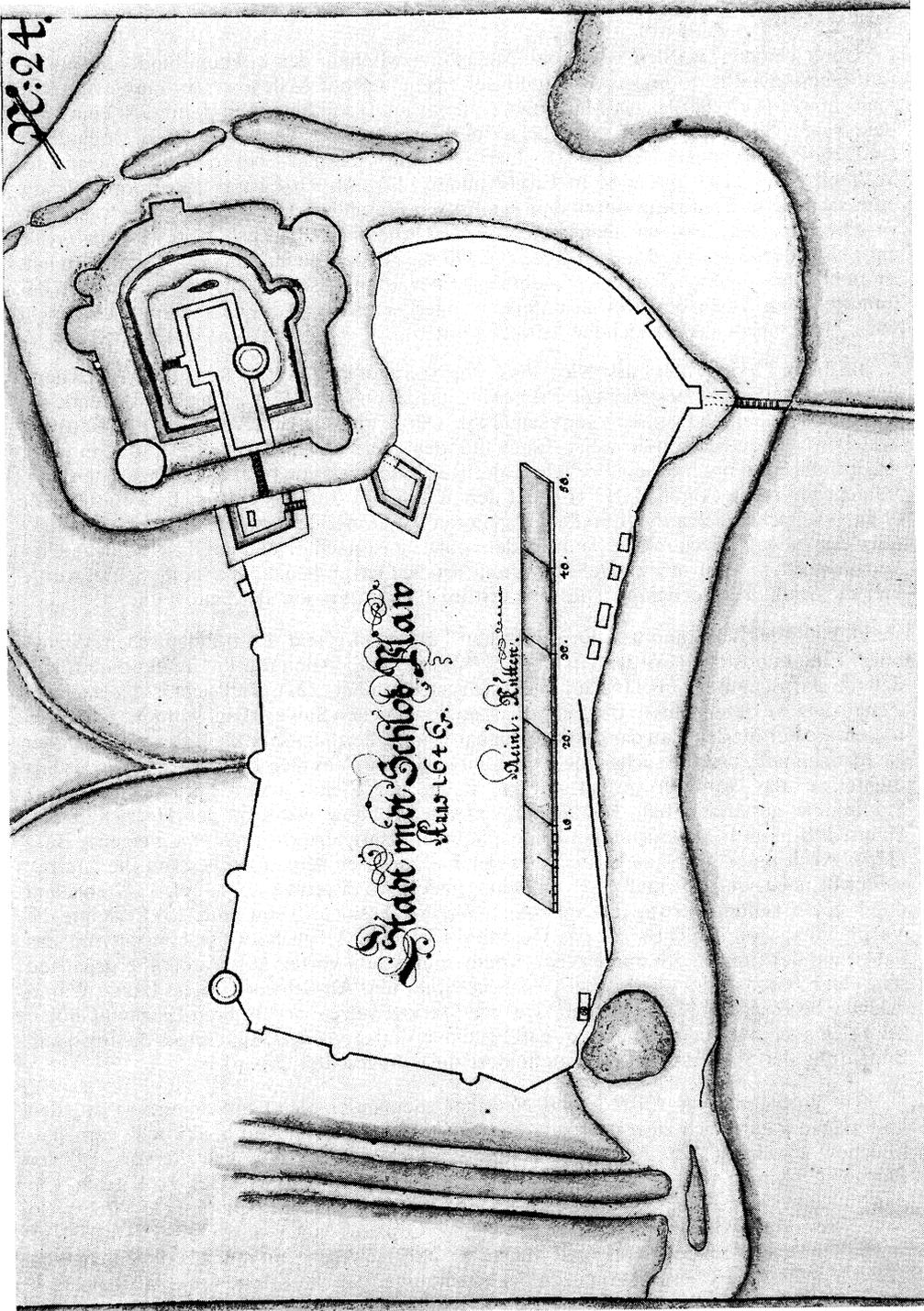


Abb. 9b: Grundriß von Stadt und Festung Plau im Jahre 1646 (Merian)

4.10 Malchow

Unterschieden werden muß bei Malchow zwischen der „Alten Stadt Malchow“ (antiquum civitatis de malechowe) und der „Neuen Stadt Malchow“ (novam civitatis de malechowe) (119, 120). „Alt Malchow“ („malachou“) soll bereits im Jahre 930 eine stark befestigte „Stadt“ gewesen sein (121). Im Jahre 1147 wurde Malchow als „oppidum“ (= Burgflecken) bezeichnet (122). Der Ort trat abermals bei den Heerzügen des Welfenherzogs 1160 und 1164 in Erscheinung (123). Ab 1164 besaß die Burg Malchow eine sächsische Besatzung unter dem welfischen Vasallen „Ludolf von Peine“. Danach verschwindet das „castrum malachou“ aus den Annalen. Erst nach 1256 wird das „villa antiqua malechowe“ ausdrücklich genannt. Ob die Altstadt jemals Stadtrecht besessen hat, ist unbekannt, jedoch kaum anzunehmen. Eher ist wahrscheinlich, daß sie immer der unmittelbaren fürstlichen Gewalt unterstellt blieb, sonst wäre das „Landing“ 1288 nicht von „Neu-“ nach „Alt-Malchow“ verlegt worden.

Im Jahre 1235 verlieh Fürst Nicolaus I. der Neustadt die Stadtrechte (125). Wahrscheinlich wurde ein bereits bestehender Ort privilegiert, denn schon 1232 ist in einer Urkunde die Neustadt anscheinend gemeint gewesen (126). Der Stadtgrundriß (Abb. 10) der „Neustadt Malchow“ (Neu-Malchow) weist Elemente des Normalplanschemas auf, die in ihrer Anordnung als typisch für die Frühphase der Regierungszeit von Nicolaus I. anzusehen sind. Es liegt ein rechteckiger Markt vor, auf dem das „Alte Rathaus“ stand. In unmittelbarer Nähe (wahrscheinlich auf der Stelle des späteren Amtsgerichtes) muß die „Georgenkirche“ (Ecclesia Nova Malechowe) erbaut worden sein. Sie ist nachfolgend auf das nördliche Ufer verlegt worden, wohl an jene Stelle, wo zunächst die Gertraudenkapelle stand. Später wurde hier die Stadtkirche errichtet. Dies war erst im 19. Jahrhundert der Fall.

Unklar sind die Standorte der slawischen Fürstenburg und der frühdeutschen Vogtei-burg. Eine Fundstelle (Corpus Arch Nr. 57/42) auf dem „Alten Markt“ deutet darauf hin, daß die slawische Burg bis 1164 auf der Insel gestanden hat (127). Vielleicht ist die nach der Zerstörung wiedererrichtete Burg abermals an der gleichen Stelle erbaut worden. In diesem Falle wäre der für den Bau der Stadt verfügbare Platz allerdings sehr klein geworden. Daher ist anzunehmen, daß die sächsische Vogteiburg, die dem Vasallen Ludolf von Peine als Sitz diente, auf das Nordufer verlegt worden ist, an jene Stelle, wo im 19. Jahrhundert die Stadtmühle gestanden hat. Mit Sicherheit war Malchow während der Herrschaft von Heinrich Borwin I. und auch unter seinem Sohn ein Burgbezirk („terra“) mit eigener Burg (128). Auch unter Nicolaus I. muß dies der Fall gewesen sein. 1346 bestand die „terra“ vielleicht noch, denn es hieß „. . . oppidum malchowe et terra . . .“ (129). 1347 entstand durch einen Teilungsvertrag die Nebenlinie Werle-Waren (130). Im Jahre 1354 erfolgte die Verpfändung von Malchow an das Geschlecht Flotow. Möglicherweise hing hiermit das Erlöschen der „terra“ zusammen. Die Vogtei muß schon vorher auf Waren übergegangen sein, denn bereits 1289 wurden beispielsweise Stuer und Alt-Schwerin als im Lande Waren gelegen bezeichnet (131). Ähnlich wie bei Marlow/Sülze oder Behren-Lübchin/Gnoien zeigt sich auch bei Malchow/Waren, daß bei einer Verlegung des Vogteisitzes die regionale Bedeutung der Stadt erlischt oder zumindest stark eingeschränkt wird.

Das Verhältnis von Altstadt und Neustadt zueinander bleibt unklar und ist aus den Unterlagen kaum noch zu rekonstruieren. 1256 wurden Pfarrer und Stadtkirche von Neu-Malchow erwähnt (132). Aus einer Urkunde aus dem Jahre 1298 geht hervor, daß der Pfarrer der Kirche von „Alt-Malchow“ als „plebanus“ die Aufsicht über die Kirchen von Alt-Malchow, Neu-Malchow und Lexow innehatte (133). Bis 1317 gehörten die Kirchspiele von Nossentin, Poppentin, Alt-Schwerin und Grüssow noch dazu (134). Daraus ist abzuleiten, daß die Kirche von „Alt-Malchow“ älter gewesen sein muß als die Kirche von „Neu-Malchow“. Es besteht Anlaß zu der Vermutung, daß die Kirche von „Alt-Malchow“ mit zu den ältesten Kirchen in der Herrschaft Werle zählt (135). Sie muß spätestens zur Zeit der Dänenherrschaft um 1180, wenn nicht sogar bereits während der sächsischen Eroberung

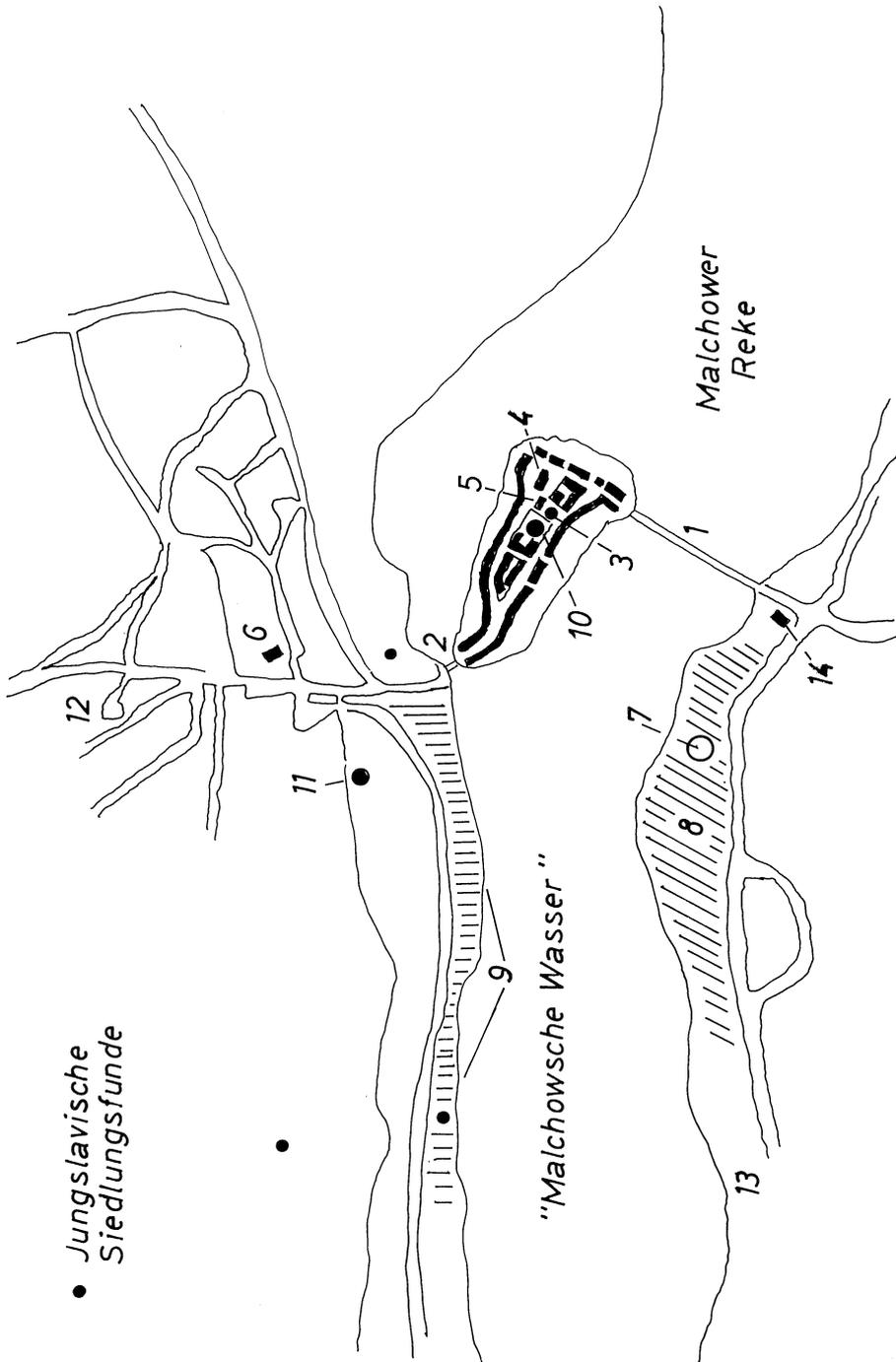


Abb. 10: Rekonstruktionsversuch für die Gründungszeit der Stadt Malchow auf der Basis älterer Pläne von F. Wiebeking (1788) und G. Dreccoll (1884)

1164 errichtet worden sein. Es erhebt sich die Frage, warum diese alte Kirche nach der Erbauung von Neu-Malchow über das Jahr 1235 hinaus bestehen blieb. Hierfür gibt es nur eine plausible Erklärung. Die Funktion als Burgwardkirchspiel war noch nicht erloschen, denn die Burg hat nachweislich mindestens noch bis 1304 bestanden. Sie wurde 1288 noch als ursprüngliches fürstliches Machtzentrum respektiert, denn bei der Verlegung der „Landdinge“ (placita), die auf Drängen der Vasallen aus den neuentstandenen Immunitätsbereichen der Städte Neu-Malchow beziehungsweise Neu-Röbel in die alten Machtzentren fürstlicher Gewalt erfolgten, wurde hierfür „Alt-Malchow“ ausersehen. Daraus ist zu folgern, daß „Alt-Malchow“ im Gegensatz zu „Alt-Röbel“ immer ein altes slawisches Machtzentrum gewesen sein muß. Dies läßt allerdings den Verdacht aufkommen, daß die slawische Fürstenburg ursprünglich doch auf dem südlichen Ufer gelegen hat, möglicherweise auf dem Areal des späteren Klosters, wie es Lisch vermutet, so daß nur die frühdeutsche Burg auf der Insel gelegen hat.

Nach Schröder (136) umfaßte das einstige Kirchspiel „Alt-Malchow“ die Orte: Neu-Malchow, Göhren, Penkow, Laschendorf, Kisserow, Petersdorf, Roetz, Lexow und die Filiakapelle Silz. Vergleicht man die Lage dieser Orte mit der bislang ermittelten slawischen Siedlungskammer so fällt auf, daß die Siedlungsfundkarte ungefähr mit der Ausdehnung dieses alten Burgwardkirchspiels übereinstimmt.

Dies bedeutet, daß die Ergebnisse der archäologischen Forschung indirekt eine Bestätigung für die Burgwardkirchspieltheorie von Schmaltz erbracht haben. Die Einwendungen von Hoffmann (137) gegen die Feststellungen von Schmaltz sind daher zurückzuweisen. Insbesondere die Behauptung, daß die Kirche von Alt-Malchow erst 1298 errichtet worden sein soll, muß als Fehlinterpretation angesehen werden. 1298 wurde die schon lange bestehende Kirche von Alt-Malchow als Klosterkirche bei der Verlegung des Röbeler Nonnenklosters übernommen (138). Die nachfolgende Funktion als Klosterkirche sorgte dann dafür, daß diese Kirche neben der Stadtkirche erhalten blieb, auch als die Funktion als Burgwardkirche erlosch, die mit der Aufgabe der Burg zwangsläufig verbunden war.

Aus einer Urkunde aus dem Jahre 1287 geht hervor, daß Malchow über eine „Wiek“ verfügte (139). Hiermit im Zusammenhang ist eine weitere Urkunde aus dem Jahre 1293 bedeutsam. In dieser Urkunde wurde vermerkt, daß es nebeneinander „wic“ und „vicus“ gegeben hat (140). Hieraus leiten sich zwei Feststellungen ab. Erstens können beide Institutionen im Jahre 1293 nicht mehr existiert haben, denn nach Flotow (141) besagte die Bezeichnung „de“, daß der Träger nicht mehr im Besitz der einstigen Lehnrechte war, und zweitens vermittelt diese Urkunde den eindeutigen Nachweis, daß „wic“ und „vicus“ zwei unterschiedliche Einrichtungen waren.

Beide Bezeichnungen müssen sehr alt sein. Nach Planitz (142) verschwanden die Ausdrücke „vicus, villa, burgum“ teilweise schon im 11. Jahrhundert, als nämlich Burgsiedlung und „Wiek“ zur Stadt verschmolzen. Herbord (143) verstand unter „vicus“ ein Vorwerk oder ein Stadtviertel. Nach Hauck (144) war der Ausdruck „wic“ mehrdeutig. Für Bilek (145) war die „Wiek“ eine slawische Marktsiedlung. Auch Ludat (146) setzt „wic“ gleich mit „locus, villa, curtis“ (= Deutsche Kaufmannssiedlung = „vicus“). Es war ein Handelsplatz als Zubehör zur Fürstenburg. Nach Herrmann (147) war „wic“ eine obotritische Dienstleistungssiedlung, hingegen „vicus“ eine befestigte Vorburg.

Die Bezeichnung „Marquadus de Wic et de Vico“ besagt zunächst eindeutig, daß es sich um voneinander getrennte Institutionen gehandelt haben muß. Grotefend (148) hat sicher zu Recht darauf verwiesen, daß der frühdeutsche Ausdruck „Wiek“ (Wyk) von den Slawen als Lehnswort für „Stadt“ (slawische „civitas“ = offene Marktsiedlung) übernommen worden ist. Die slawische „wic“ wurde auch mit „wicownicza“ bezeichnet. Zu unterscheiden ist von der „wicownicza“ stets die deutsche „Wiek“, die im Altreich bereits seit dem 8. Jahrhundert nachweisbar ist. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts müssen frühdeutsche „Wicken“ bei den slawischen Fürstenburgen errichtet worden sein (149).

Es gibt in Malchow 3 Siedlungskomplexe, auf die die Bezeichnungen „wic“ und „vicus“ zutreffen könnten. Zunächst ist an die slawische „civitas“ („wicownicza“) zu denken, die mindestens bis 1164 existiert haben muß. Mit einiger Sicherheit lag sie vor der Fürstenburg. Das gleiche muß allerdings auch für den Tempel der „regio“ zutreffen. Man kann wohl der Vermutung von Lisch folgen (150), daß die Kirche zu „Alt-Malchow“ (die spätere Klosterkirche) auf der Stelle des slawischen Tempels errichtet wurde. Die slawische „wicownicza“ wird demnach mit einiger Sicherheit auf dem südlichen Ufer gelegen haben, denn 1330 wurde hier der Hof „Wiksol“ genannt (151). Die slawische Fürstenburg muß dann entweder auch auf dem südlichen Ufer erbaut worden sein (152), vermutlich auf dem Gelände des späteren Klosters oder befand sich auf der Insel, was die Fundstelle Corpus Arch. 57/42 andeuten könnte. Auf dem Nordufer dürfte die slawische Burg hingegen nicht gelegen haben.

Für die Bezeichnung „vicus“ bleiben zwei Deutungsmöglichkeiten. Einmal kann es sich um die deutsche „Wiek“ (vicus teutonicorum) gehandelt haben, die als Keimzelle für Neu-Malchow sich auf der Insel befunden haben kann, oder es handelte sich um eine frühdeutsche Dienstleistungssiedlung („Kietz“) auf dem Nordufer. Kietze waren erwiesenermaßen frühdeutsche Dienstleistungssiedlungen (153). Slawische Siedlungsfunde (Corpus Arch. 57/43) in diesem Bereich müssen hierzu kein Widerspruch sein (154). Die Siedlung längs der Mühlenstraße (Straße der Freundschaft) erfüllt alle Anforderungen an eine echte, alte Kietzsiedlung: Nähe einer Burg, Gewässerrandlage, Gassenform (155).

Zu prüfen wäre bei Malchow noch die Frage, ob es wie bei Güstrow eine spätere Umdeutung der Begriffe „Alt-“ und „Neu-Malchow“ gegeben hat. An sich sprechen die Fakten gegen eine solche Auslegung. Dem Kloster Malchow („Alt-Malchow“) liegt von der Grundkonzeption her eher eine slawische als eine deutsche „Wiek“ zugrunde. An der Entwicklung der Stadt Malchow wird erkennbar, daß diese Stadt gleichsam als Organismus aus mehreren Keimzellen zusammengewachsen ist, die jedoch jede für sich ein sehr unterschiedliches Gewicht aufwiesen.

Anmerkungen

- (1) F. C. Balsleben, 1726: Handgezeichnete Flurkarten mecklenburgischer Distrikte. Nieders. Hauptstaatsarchiv Hannover (Signatur: Kart 72 M 55 ff.).
- (2) DDR-Staatsarchiv Schwerin; Bundesarchiv Koblenz. Vgl. ferner Schlie, G., 1902: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Verlag Bärensprung, Schwerin 5: 417 ff.
- (2a) Lisch, G., 1845: Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin (zit : Meckl. Jb. = MJb) 11: 164 ff.
- (2b) 1436 erlosch die Güstrower Hauptlinie des Hauses Werle. Gemäß Erbvergütungsvertrag fielen daraufhin die früheren Länder Werle-Wenden und Stargard an das Haus Mecklenburg. Vgl. Raabe, W. & Quade, W., 1890: Mecklenburgische Vaterlandskunde. Schwerin I, p. 82 ff.
- (3) Vitense, O., 1920: Mecklenburgische Geschichte Gotha, p. 72 ff. sowie Witte, H., 1909: Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen im Anschluß an Ernst Boll. Wismar I, p. 161 ff.
- (4) Hoffmann, K., 1930: MJb 95: 151 ff. Hierzu auch Wentz, G. 1933: Germania Sacra. Berlin 3: 115 ff.
- (5) Raumer, G. v., 1832: Allgemeines Archiv. Berlin 8 (4): 321 ff. Harmjanz, H., 1942: Volksforschung-Beiheft der Zeitschrift Volkskunde, Berlin Bd. 2 führt an, daß im nördlichen Brandenburg die Besiedlung in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts eingesetzt hat.
- (6) Boll, F., 1848: MJb 13: 77–115.
- (7) Es handelte sich um den Sohn des obotritischen Fürsten Wertislav, der durch den Welfenherzog auf seinem Heerzuge 1164 vor der Burg Malchow zusammen mit einem Pritzbuier und einem Gamm als Geisel wegen des gebrochenen Friedens gehenkt worden sein soll (Vgl. Lisch, G., 1867: MJb 32: 3–54).

- (8) Boll 1848, p. 87.
- (9) Boll 1848, p. 89. Hierzu a. Schlie 1902, p. 417 ff.
- (10) Vgl. Gringmuth-Dallmer, E., 1980: Mitteilungen des Bezirksfachausschusses für Ur- und Frühgeschichte im Kulturbund der DDR (zit.: Mitt. BFA), Neubrandenburg 27: 80-88.
- (11) Schmaltz, K., 1907: MJB 73: 73, 234 ff. Schmaltz führt an, daß beispielsweise die Heidedörfer um Kratzeburg bereits vor 1230 existiert haben müssen.
- (12) Techen, F., 1905: MJB 70: 179–182.
- (13) Mecklenburgisches Urkundenbuch, Schwerin (zit.: MUB) Nr. 911.
- (14) MUB 987.
- (15) Vgl. z. B. Struck, H., 1937: MJB 101: Beiheft p. 1–247.
- (16) Kretzschmar, J., 1905: Die Entstehung von Stadt und Stadtrecht in den Gebieten zwischen Saale und Lausitzer Neisse. Breslau, p. 9 ff. Hierzu ferner Planitz, H., 1954: Die deutsche Stadt im Mittelalter. Köln-Gratz und Otto, K. u. Herrmann, J., 1969: Siedlung, Burg, Stadt. Berlin.
- (17) Vgl. hierzu die Untersuchungen von A. Hollnagel, 1958: Ausgrabungen und Funde. – Nachrichtenbl. f. Vor- u. Frühgesch. Berlin (zit.: AuF) 3 (4/5): 332–333 über die Gründungsphase der Stadt Schwerin. Ferner hierzu Mahnkopf, J., 1933: Entwicklung und ältere Geschichte der havelländischen Städte. Berlin (Diss.).
- (18) Arndt, H. u. Hollnagel, A., 1962: AuF 7:193–196 Vgl. hierzu a. Schoknecht, U., 1974: AuF 19: 208–216 hinsichtlich der slawischen Funde in Pasewalk.
- (19) Brückner, E., 1958: AuF 3 (4/5): 337.
- (20) Szczeziak, R., 1983: Mitt. BFA Neubrand. 30: 62-82.
- (21) Fritz, J., 1894: Deutsche Stadtanlagen. Straßburg, Programm Lyceum Nr. 520, p. 35 und Schlüter, O., 1899: Zeitschr. f. Erdkunde Berlin 34: 446–462.
- (22) Schmidt, H. F., 1927: Deutsche Siedlungsforschung, Leipzig-Berlin p. 161–167 sowie Bilek, J. u. Schall, H., 1957: Zeitschr. f. Slavistik 2: 175–205.
- (23) Vgl. Grotefend, H., 1890: MJB 55: 279–286 sowie Herrmann, J., 1970: Die Slawen in Deutschland. Berlin, p. 187 ff., Herrmann, J., 1971: Zwischen Hradschin und Vineta. Leipzig-Berlin, p. 156 vermutet bei Teterow, Gnoien, Plau und Waren slawische „Frühstädte“ als Vorläufer, doch fehlt es bislang an überzeugenden Funden hierfür.
- (24) Schmidt, H., 1926: Jahrbuch für Kultur und Geschichte der Slawen Breslau NF 2(2): 81–132 und Klaiber, Ch., 1912: Die Grundrißbildung der deutschen Stadt im Mittelalter. Berlin (Diss.). Dazu Mielke, R., 1913: Die Entwicklung der dörflichen Siedlungen und ihre Beziehung zum Städtebau in alter und neuer Zeit. Berlin, Vorträge Nr. 6 ferner Hauck, P., 1954: Darstellung und Kritik der Theorien über die Entwicklung des deutschen Stadtwesens mit einer Zusammenfassung der Entwicklung der deutschen Städtebildung. Jena (Phil. Diss.-Mskript.).
- (25) Bathe, M., 1958: AuF 3 (4/5): 333. Auch die Seestädte Rostock und Stralsund erwachsen jeweils aus 3 Kernen.
- (26) Müller-Mertens, E., 1955/56: Wiss. Zeitschr. Humboldt-Univers. Berlin 5 (3): 195 ff. Fraglich bleibt allerdings bei „Alt-Stendal“, ob jenes „antiqua villa“ nicht das ehemalige „suburbium“ einer untergegangenen frühdeutschen Burg war. Struck 1937, p. 75 führt an, daß 6 Dörfer in der Plauer Stadtfeldmark aufgegangen sein sollen.
- (27) Schlesinger, W., 1953/54: Vorträge und Forschungen. Konstanz 4: 97 ff. Vgl. a. Schlesinger, W., 1954: Burg und Stadt. Festschr. Th. Meyer, Tübingen, p. 145 ff.
- (28) Ludat, H., 1955: Vorstufen und Entstehung des Städtewesens in Osteuropa. Köln-Braunsfeld, p. 15.
- (29) Planitz, H., 1943: Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch. Weimar 63: 19 ff. sowie Schrader, K., 1930: Geschichte der märkischen Städte unter den Askaniern und Wittelsbachern. Tangermünde (Diss.).
- (30) Schmidt 1926, p. 97.
- (31) Vgl. Lisch, G., 1852: MJB 17: 29 ff. sowie Hoffmann 1930, p. 100 ff. hinsichtlich der Entwicklung bei Plau, Waren oder Neubrandenburg. Nach Engel, F., 1960: Grenzwälder und slawische Burgwardbezirke in Nordmecklenburg. In: H. Ludat: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder. Gießen p. 129 ff. wurden in der Anfangsphase der Kolonisation nur wenige Dörfer in Stadtnähe gelegt.

- (32) Kretzschmar 1905, p. 23 verweist darauf, daß die frühdeutsche Stadt immer exakt vom „suburbium“ entstanden ist, d. h., nicht „miteinander“ sondern immer „nebeneinander“. Die „civitates antiquae“ – die „alten“ Städte – entstanden hingegen aus ursprünglichen „suburbien“ (Vgl. Alt-Malchow, Alt-Güstrow, Alt-Röbel u. a. m.). Sie wurden häufig auch als „antiquae villae“ bezeichnet. Dies trifft im Gegensatz dazu nicht zu für die „Altstädte“, die hiervon zu unterscheiden sind. „Altstädte“ waren stets frühdeutsche Kaufmanns- und Gewerbesiedlungen, die deutschem „Gildenrecht“ unterstanden und in der Regel aus den „Wicken“ (vicus teutonicorum) hervorgegangen waren. Nur diese Städte wurden privilegiert. Erst später folgten die „Neustädte“, die teilweise unter Einbeziehung der „suburbien“ entstanden.
- (33) Hauck 1954.
- (34) Kretzschmar 1905, p. 9 dazu Helbig, H., 1952: Jb. Gesch. dt. Osten. Tübingen 1: 31–64.
- (35) Hauck 1954.
- (36) Martiny, R., 1928: Petermanns Mitt. Gotha, Erg. Heft Nr. 197; Geisler, W., 1924: Die deutsche Stadt. Stuttgart; Münch, H., 1946: Genza Rozplanowanie Miast Wiekopolskich. Krakau; Meurer, Fr., 1914: Der mittelalterliche Stadtgrundriß. Berlin (Diss.); Rietschel, S., 1897: Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis. Berlin.
- (37) Hauck 1954.
- (38) Fritz 1894, p. 28 ff.
- (39) Meier, P., 1908: Korr. Bl. Ges. Ver. dt. Gesch. u. Alterthumsvereine, Dresden-Berlin 57(3): 106–116; Kretzschmar, J., 1908: Dt. Geschichtsbl. Gotha 9: 133–141; Meurer 1914, p. 8 ff.
- (40) Münch, H., 1933: Grundrißbildung der großpolnischen Städte im Mittelalter. Varsovik. (Vgl. zu den Thesen von Münch die Kritik von Ludat 1955, p. 7 ff.)
- (41) Vitense 1920, p. 58 und Fritz 1894, p. 16.
- (42) Schulze, H., 1982: Stadt und Stadtrecht im Mittelalter. Hist. Handatlas von Berlin und Brandenburg. Berlin, Bd. 8. Städte der ersten Phase werden nach der Grundrißbildung als „gewachsene“ Städte und Städte mit Normalplancharakter der 2. Phase als „Gründungsstädte“ bezeichnet.
- (43) Münch 1933, p. 3 ff.
- (44) Deppe, H. J., 1983: Carolinum - Hist.-lit. Zs., Göttingen 47 (89): 51–69.
- (45) Vgl. Lisch, G., 1843: MJB 8: 114–155 sowie 1868: MJB 33: 149–162. Vermutlich ist mit der bei Fritz (1894, p. 29) angeführten „civitas muriz“ jene „civitas plot“ gemeint gewesen.
- (46) Vgl. Trautmann, R., 1948/49: Die elb- und ostseeslawischen Ortsnamen. Berlin und Kühnel, H., 1881: MJB 46: 151 ff. (Die Stadt Schwaan-Sywan soll nach dem Namen des Vogtes benannt worden sein – vgl. Wigger, F., 1862: MJB 27: 127–135. Nach Schröder, D., 1741: Papistisches Mecklenburg. Schwerin II, p. 575 scheint hingegen ein Bezug zur slawischen Göttin „Sywa, Sywan“ vorzuliegen). Stavenhagen scheint abgeleitet zu sein vom Rittergeschlecht Staven (Stoven); Penzlin-Ort des Pekala; Waren = Wahrscheinlich abgeleitet vom Geschlecht Warnow (Warne); Plau = Ableitung vom Rittergeschlecht „Plawe“; Röbel = Ort des Robola.) Nach Schmidt (1927) ist die ursprüngliche Form der Ortsnamen eine Besitzeanzeige. Zur frühdeutschen Zeit waren nicht mehr die Namen des Stammvaters, sondern die des Besitzenden gebräuchlich. Landesherrlicher Besitz behielt patronymische Bezeichnungen. Besitzungen des Grundadels hingegen bekamen possessorische Namen. Im 12. und 13. Jahrhundert existierten noch zahlreiche „namenlose“ Dörfer.
- (47) MUB 1409.
- (48) MUB 3234.
- (49) MUB 546, 406. Hinsichtlich der Namensgebung vgl. Wigger 1862, p. 127 ff. und Schröder 1741, p. 575.
- (50) Werminghoff, A., 1913: Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter. Leipzig, p. 99 ff.
- (51) MUB 219, 449, 589.
- (52) Klaiber 1912, p. 27 ff.
- (53) Münch 1946, p. 231 und Klaiber 1912, p. 22 ff.
- (54) Martiny 1928, p. 42 ff.
- (55) Vgl. Krüger, F., 1929: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz. Neubrandenburg I, p. 115 sowie Steinmann, P., 1957: Carolinum 50 (23/24): 35.

- (56) Die Hauptburg Werle wurde bekannt durch die Kämpfe zwischen dem Obotritenfürsten Niclot und dem Welfenherzog im Jahre 1160, bei denen Niclot während eines Ausfalles den Tod fand.
- (57) Lisch, G., 1856: MJB 21: 62, 218 ff.: „Werle, propre castrum Swan“ im Jahre 1439.
- (58) MUB 6552: „Wych“ (1342); MUB 11376: „Dorff zu Wych“ (1381); „Hof Wiek bei Schwaan“; „Wiek auf dem Walle“ (D. V. K. 1760)
- (59) Hoffmann 1930, p. 160 ff. Reifferscheidt, H., 1910: Kirchenbau in Mecklenburg und Vorpommern. Greifswald, p. 158.
- (60) Rudloff, D., 1893: MJB 63: 2 ff.
- (61) Schröder, D., 1741: Pap. Meckl., p. 574.
- (62) Schmaltz, K., 1906: MJB 70: 183 ff. Schmaltz vertritt eine spezielle Burgwardkirchspieltheorie, die sehr einleuchtend erscheint. Danach wurden die ersten Kirchspiele bei den Burgen errichtet, die vor allem durch ihre große flächenmäßige Ausdehnung ausgezeichnet waren. Mit Sicherheit müssen zu Beginn der Kolonisation zunächst Kirchen unmittelbar bei den Burgen errichtet worden sein, schon allein um hierdurch die heidnischen Kultzentren zu beseitigen. Schmaltz folgert aus der Größe des Schwaaner Kirchspiels, daß es sich folgerichtig als Burgwardkirchspiel des einstigen Burgwardbezirks Werle um eines der ältesten Kirchspiele im Lande gehandelt haben muß. Die von Hoffmann hiergegen vorgebrachte Kritik (1930, p. 146) erscheint nicht stichhaltig, da sie auf offensichtlichen Fehlinterpretationen der übrigen Quellen und Hinweise beruht.
- (63) MUB 223.
- (64) Ein Stadtplan für Laage nach einer Aufnahme von Marott aus dem Jahre 1759 nebst einer Flurkarte von Engel aus dem Jahre 1831 ist enthalten im MJB 1837, p. 209 ff.
- (65) Hoffmann 1930, p. 147 ff.
- (66) Hoffmann 1930, p. 148 ff. Hierzu MUB 1190.
- (67) Vgl. das von Martiny (1928, p. 33) angeführte Beispiel für das Dorf Hohenstauen.
- (68) Vgl. z. B. MUB 1494 (Prillwitz = Prilubice).
- (69) Vgl. Techen, F. (1905): MJB 70: 179–182 hinsichtlich der Interpretation von MUB 359. Hierzu ferner: Lisch, G., 1845: MJB 10:185; Besser, H., 1826: Beiträge zur Geschichte der Vorderstadt Güstrow. Leipzig & Güstrow, p. 72 ff.; Thiele, 1726: Beschreibung des Doms zu Güstrow; Schlie 1902, p. 148 ff.; Hoffmann 1930, p. 124 ff.; Krüger, K., 1933: MJB 97: 4 ff.; Struck 1937, p. 5 ff.; Rudloff, F., 1785: Handbuch der Beschreibung Mecklenburgs. Schwerin II, p. 35 ff.
- (70) MUB 607.
- (71) Krüger 1933, p. 39.
- (72) Sschröder 1741, p. 543.
- (73) Schmaltz 1907, p. 226 ff. Nach Schmaltz existierte 1226 bereits eine Kirche in Lüssow, deren Pfarrer für Güstrow ursprünglich zuständig gewesen sein muß. Dieses Kirchspiel war somit älter als die Güstrower Pfarrkirche, da der Lüssower Pfarrer bei ihrer Errichtung entschädigt wurde, weil die Güstrower Pfarre aus dem älteren Lüssower Kirchspiel herausgelöst wurde. Die Pfarrkirche war später stets eine Filialkirche der Kollegiatkirche, deren Primat unzweifelhaft ist. Die Ausgliederung der Kollegiatkirche muß 1226 bei der Stiftung des Dom-Kollegiats erfolgt sein. Dies bedeutet andererseits, daß 1226 die Besiedlung des umliegenden Landes schon durchgeführt gewesen ist.
- (74) Planitz 1954, p. 214 ff.
- (75) MUB 541. – Hinsichtlich der Bedeutung der Bezeichnung „de“ vgl. G. v. Flotow, 1844: Geschichte des Geschlechtes Flotow. Dresden, p. 6. Fußnote 3 („... Die Bezeichnung – de – bedeutete, daß der Namensträger nicht mehr in Verbindung mit dem ursprünglichen Besitz stand...“). Vgl. hierzu a. Rudloff, F. A., 1780: Pragmatisches Handbuch der mecklenburgischen Geschichte. Schwerin I, p. 219 ff.
- (76) MUB 2500.
- (77) Lisch, G., 1862: MJB 27: 120–123.
- (78) MUB 1190.
- (79) Beyer, G., 1867: MJB 32: 120–123 sowie 37: 101–105.
- (80) Kartenwerk von Schmettau 1798.
- (81) Lisch 1862, p. 122.

- (82) Planitz 1954, p. 145 sowie Herrmann 1968, p. 240 ff.
- (83) Beyer 1867, p. 98 ff.
- (84) MUB 1261, Vgl. hierzu Schlie 1902, p. 1 ff.
- (85) Lisch, G., 1861: MJB 26: 181–188. Nach Schuldt 1958, p. 301 ff. soll dies jedoch die Burg Behren-Lübchin gewesen sein.
- (86) Schuldt, E., 1958: AuF 3 (4/5): 301–305. Hierzu Unverzagt, W. u. Schuldt, E., 1963: Teterow – Ein Burgwall. Berlin. Nach Schuldt, E., 1960: BMJ p. 201–221 scheint Teterow die Hauptburg des unbekanntenen 3. circipanischen Gaues gewesen zu sein.
- (87) Stadtplan von Teterow 1930 im Deutschen Staatsarchiv der DDR. Berlin, Sign. Nr. 34974/79 („Klosterstraße“).
- (88) Vgl. Klüver, H., 1738: Beschreibung des Herzogthums Mecklenburg. Schwerin II, p. 170 („Vaghedie to Titerow“).
- (89) Schmaltz 1907, p. 46.
- (90) Böhmer, G., 1935: Meckl. Monatshefte. Rostock 11: 360–366.
- (91) MUB 449 vom 7. April 1236.
- (92) Balsleben 1726.
- (93) Bedeutsam in der Malchiner Privilegienbestätigung ist der Satz „ . . . Quod ceteris civitatibus nostris dedimus . . . „,Demnach muß Fürst Nicolaus I. bereits vor 1236 anderen werleschen Städten Privilegien erteilt haben. Neben Neu-Malchow kommen hierfür in Betracht: Teterow, Neu-Güstrow (?), Neu-Waren und Wesenberg.
- (94) MUB 219, Hoffmann 1930, p. 131 äußerte den Verdacht, daß diese Urkunde eine Fälschung sei, da das Land Malchin zu dieser Zeit noch nicht besiedelt gewesen sein könne. Dem steht jedoch entgegen, daß das Dorf Gielow nachweislich 1228 bereits existierte.
- (95) Schmaltz 1907, p. 182 ff. Ferner Fischer, U. 1963: Carolinum 29 (38): 102 ff., 1965: Ibid 31 (44): 57 ff. und 1972: Ibid 39 (64): 64 ff.
- (96) Schlie 1902, p. 225 ff.
- (97) Raabe/Quade, Vaterlandsk. 1890 I, p. 80 ff.
- (98) MUB 861.
- (99) MUB 762.
- (100) MUB 691.
- (101) Das Rittergeschlecht Staven gelangte offenbar aus Brandenburg (vielleicht im Gefolge der Heerzüge der Askanier 1150–1198) nach Mecklenburg. Der Stammsitz wird die Burg Stavenow bei Perleberg gewesen sein. Auf der Neustadt von Röbel gibt es noch in der Gegenwart die „Große“ und die „Kleine-Stavenstraße“. Dem Ritter Reimbert von Staven gehörte nachweislich die Burg Stavenhagen (Vgl. hierzu Luck, W., 1917: Die Priegnitz. Berlin, Kartenanhang, Skizze 3–6 sowie Sack, J., 1952: Die Herrschaft Stavenow. Mitteldt. Forsch., Köln Bd. 18). Weitere Vertreter namhafter märkischer Rittergeschlechter in der Herrschaft Werle waren im 13. Jh. zum Beispiel die von Kröcher, denen im 13. Jh. der nördliche Teil der Müritz gehörte oder die „von Havelberg“ denen die Güter bei Boek im alten Land Turne übereignet waren.
- (102) Der sogenannte „innere Stadtring“ nach Klaißer 1912, p. 27 ff.
- (103) Hoffmann 1930. p. 149 ff.
- (104) Schlie 1901, p. 342. Vgl. hierzu MUB 343.
- (105) MUB 386.
- (106) Hoffmann 1930, p. 105 ff.
- (107) Ein Plan der Stadt Parchim ist enthalten bei Schlie 1901, p. 419.
- (108) Müller-Mertens 1955/56, pp. 203, 206.
- (109) MUB 922, 923. Vgl. Rietschel 1897 und Hauck 1954. Die Auffassung von Schlie 1901, p. 342 ff., wonach Goldberg zu diesem Zeitpunkt noch ein Dorf gewesen sei, dürfte unzutreffend sein, da hierbei nicht klar zwischen Burgdientsiedlung „antiqua villa“ und Stadt („Wiek“) unterschieden worden ist.
- (110) Lisch, G., 1852: MJB 17: 29 ff.

- (111) Bei dem Geschlecht „Plawe“ handelt es sich um ein altes märkisches Rittergeschlecht (Vgl. Riedel, G., 1831: Die Mark Brandenburg. Berlin I, p. 361 sowie Gehrken, P., 1766: Stifftshistorie von Brandenburg. Braunschweig & Wolfenbüttel), Stammsitz war das Schloß Plawe unterhalb von Alt-Brandenburg (Vgl. Boll, F., 1847: Geschichte des Landes Stargard. Neubrandenburg II, p. 175 sowie 1196 „Theodoricus de Plawe“ in Gehrken, Stifftshist. p. 424 und Gehrken, Codex dipl. III, 61). 1304 ist ein Plawe als Vogt in einem Revers an die Johanniter zu Mirow genannt (Boll 1847, p. 175, Fußnote 1). Vielleicht leitet sich der Name „Plawe“ vom slawischen „Schwemme“ ab (Lisch 1852, p. 30) Es deuten jedoch keine Umstände darauf hin daß der Gründung ein slawisches Dorf gleichen Namens vorausgegangen ist (Vgl. a. Luck, W., 1917: Die Priegnitz etc. Veröff. Verein Gesch. Mark. Brandenburg, München & Leipzig, Exkurs 3, p. 49 ff. und Ledeburg, L. v. 1841: Märkische Forschungen. Berlin I, p. 200–226 und 361–366).
- (112) Lisch, G., 1843: MJB 8: 119 ff.
- (113) Schmaltz 1906, p. 185 ff.
- (114) MUB 1016.
- (115) Plan der Stadt Parchim in geschichtlicher Entwicklung von Hübbe. (Schlie 1901, p. 345).
- (116) Hoffmann 1930, p. 103 ff. Straßenmärkte müssen sehr alt sein (Vgl. hierzu Hollnagel, A., 1958: AuF 3 (4/5): 332–333), der für die Altstadt von Schwerin gleichfalls einen Straßenmarkt als ursprünglich ansah). Hierzu ferner Rietschel 1897 und Münch 1946.
- (117) Jordan, K., 1939: Schriftenreihe des Reichsinstituts für die ältere deutsche Geschichte (Monumenta Germania historiae). Leipzig, p. 94 ff.
- (118) Schmaltz 1906, p. 185.
- (119) MUB 2507.
- (120) MUB 433.
- (121) Lützwow 1841, Meckl. Gesch. II, p. 103.
- (122) Helmold, Chron. Slav. I, 87, In den Ann-Magd. heißt es: „ . . . Fanum etiam cum idolis, quod erat ante civitatem malchowe, cum ipsa civitate concremaverunt . . .“ (Vgl. Wigger, F., 1860: Meckl. Ann. Schwerin, p. 126 ff.; Beyer 1867, p. 84 ff.; Wigger, F., 1863: MJB 28:119 ff.)
- (123) Nach Lisch, G., 1837: MJB 32: 3–54 soll Heinrich der Löwe aus Zorn über den gebrochenen Frieden vor der Burg Malchow 1164 den Obotritenfürsten Wertislav zusammen mit zwei weiteren slawischen Geiseln, einem Pritzbuer und einem Gamm, durch den Strang hat hinrichten lassen. Im Jahre 1164 wurde Malchow als „castrum malachou“ bezeichnet (Helmold, Chron. I, 92)
- (124) MUB 763. Hierzu MUB 1781 aus dem Jahre 1288.
- (125) MUB 433.
- (126) MUB 1781.
- (127) Schoknecht, U., 1981: = Bodendenkmalpflege in Mecklenburg. Jahrbuch, Schwerin (Zit.: BMJ) BMJ 1982, p. 367 (Fpl. 38): Rund 250 m südlich der Stadtkirche fand sich jungslawische Keramik vom Vipperower Typ zusammen mit frühdeutscher Keramik. Herrmann, J., 1968: Dt. Ak. d. Wiss. Sekt. Vor- u. Frühgesch., Berlin, Bd. 23, p. 191 ff. nimmt an, daß die Burg auf der Insel gestanden hat. Die Ansichten von Wigger (1860, p. 126) und Lisch (1842, p. 133), wonach hierfür der Burgwall von Laschendorf in Betracht zu ziehen ist, denen sich später auch Wossidlo, E., 1916: Zeitschr. f. Ethnol, Berlin 48:100 angeschlossen hat, scheinen nicht zuzutreffen, da der Burgwall von Laschendorf nicht als typische obotritische Fürstenburg anzusprechen ist.
- (128) „Zalvotech de Malegowe“ (MUB 244, 258, 260, 344, 414, 415) ist für die Zeit von etwa 1218 bis 1233 als Burgvogt anzusehen. Es kann nicht nur eine allgemeine Namensbezeichnung vorliegen, wie Lisch (1867, p. 15 ff.) vermutet. 1275 bis 1282 wird „Walterus de Malegowe“ diese Funktion innegehabt haben (MUB 1368, 2162). Der letzte Burgvogt muß „Reinmar von Malchow“ 1292 (vgl. Lisch 1867, p. 15) gewesen sein. 1304 hieß es noch . . . in Malchow burgensibus „ . . .“ (MUB 2932). 1331 kann Malchow keine „terra“ mehr gewesen sein, denn in diesem Jahr hieß es bereits „ . . . Jabel in terra Cuscin . . .“ (Lisch 1867, p. 16 ff.).
- (129) Lisch, G., 1843: MJB 8: 16 ff.
- (130) MUB 6779.
- (131) MUB 2016. Vgl. Wigger 1860, p. 133, Fußnote 9.

- (132) MUB 763.
- (133) MUB 2505, 2506, 2507.
- (134) Schmaltz 1906, p. 186 ff.
- (135) Nach Schmaltz 1906, p. 191 zählten zu den ältesten Burgwardkirchspielen aus der Zeit von Bischof Berno: Parchim, Cuscin (Quetzin) und Alt-Malchow.
- (136) Schröder 1741 I, p. 547 ff.
- (137) Hoffmann 1930, p. 128 ff.
- (138) MUB 2505.
- (139) MUB 2162 „Marquadus de Wic“. Er erwarb um 1292 die „Vormühle“ (spätere Klostermühle?). 1293 wurde er ausdrücklich als „cives de malechowe“ bezeichnet.
- (140) Lisch, G., 1841: Meckl. Urk. Schwerin, B III, Nr. 2226, 2282. Vgl. hierzu a. Lisch 1867, p. 7 „Marquadus de Wic et de Vico“.
- (141) Flotow 1844, p. 6.
- (142) Planitz 1954, pp. 145, 232 (Wiek = Vicus = Kaufmannssiedlung). Der Verfasser verweist auf das Altsächsische Glossar.
- (143) Vgl. Oesten/Grotefend 1890, MJB 55: 279–286 (Herbord II, 33).
- (144) Hauck 1954, Danach war „wic“ gleichbedeutend mit „suburbium, portus, villa“.
- (145) Bilek, J., 1959: BMJ 7: 229–236
- (146) Ludat, H., 1936: Vierteljahresschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. Stuttgart 29: 114–136.
- (147) Herrmann 1968, p. 238.
- (148) Grotefend 1890, p. 280 ff. Hierzu a. Ludat 1955, p. 7 ff. Danach liegt eine slawische Übernahme von „wic“ für „suburbium“ vor. Die slawische Wicbezeichnung stammt erst aus der Kolonisationsphase. Nach Kück, E., 1967: Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 3: 751 ist „Wik“ eine Entlehnung aus dem langobardischen Sprachschatz („Wohnsitz, Flecken, Stadt“), die wiederum vom lateinischen „vicus“ (Dorf Flecken, Stadtviertel) abgeleitet ist. Vgl. hierzu „Wiksal“ bei Wetzen in Niedersachsen (Zufluchtsort, befestigter Platz, befestigte Stadt), später verflacht zu „Stadt“. Für die Annahme der „Wendischen Wic“ (Slawische „civitas“) auf dem Südufer spricht der Umstand, daß Alt-Malchow noch Reste slawischer Verfassungselemente wie Pauschalbede und Hakenhuf aufwies (Schmaltz 1907, p. 77).
- (149) 1240 wurden beispielsweise für Prenzlau mehrere Wicken als Siedlungskomplexe angeführt (Vgl. Kohn, G., 1981: Mitt. BFA 28: 61–73). Rostock besaß eine „Wendische Wic“ (Ludat 1936, p. 117).
- (150) Lisch 1843, p. 133: „... idolem ante urbs et civitatem . . .“ Der Errichtungszeitraum für die Kirche von Alt-Malchow ist auf nach 1164 zu veranschlagen.
- (151) MUB 5170, Vgl. a. Kück 1967, p. 745 „Wiksal bei Wetzen“. Jenes „villa antiqua malechowe“ 1256, 1288 dürfte das „suburbium“ Alt-Malchow zusammen mit der „Wendischen Wic“ gewesen sein. Selbst bei einem Zusammenwachsen um 1298 wurde es keine Stadt im deutschrechtlichen Sinne. Vielleicht beruhte aber auf diesem Umstand die Vermutung von Lisch (1867, p. 38), daß es zu irgendeinem Zeitpunkt zu einer „Stadtverlegung“ von „Alt-“ nach „Neu-Malchow“ gekommen ist. Dies muß 1235 mit der Privilegierung von „Neu-Malchow“ vollzogen worden sein. Beide Städte haben sich aber getrennt voneinander entwickelt. Der slawische Markttort „Alt-Malchow“ kann zu keinem Zeitpunkt einen eigenen Immunitätsbereich gebildet haben, denn der „slawische Markt“ war keine eigene Institution (Struck 1937, p. 18). Er blieb stets unmittelbarer fürstlicher Gewalt unterstellt. Deshalb wurde 1288 das „Landding“ von „Neu-“ nach „Alt-Malchow“ verlegt.
- (152) Lisch 1843, p. 133.
- (153) Herrmann 1968, p. 240 ff. Vgl. hierzu a. Bilek, J., 1959: BMJ p. 234 (Kietz = Slawische Außensiedlung); Ludat 1955, p. 36 (Kietze waren vorkoloniale „suburbien“). Vgl. hierzu a. Krüger, B., 1962: Die Kietzsiedlungen im nördlichen Mitteleuropa. Berlin, p. 16 „... cum vicus, qui dicitur Kytz . . .“.
- (154) Nach Krüger 1962, p. 41 ff. führten von 71 untersuchten Kietzsiedlungen nur noch 14 reinslawische Keramik.
- (155) Mielke 1913 sowie Gley, W., 1926: Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Stuttgart, Heft 1. Vgl. hierzu a. Krüger 1962.

Aus Anlaß der 175. Wiederkehr des Geburtstages von Fritz Reuter, unserem Heimatdichter, der am 7. 11. 1810 geboren wurde, war das Jahr 1985 zum Reuterjahr erklärt worden. Neben einer Reihe öffentlicher Veranstaltungen fand am 14. 10. 1985 im Hause der Landesvertretung Schleswig-Holstein in Bonn eine Feierstunde statt, bei welcher die Fritz-Reuter-Gedenkbriefmarke der Öffentlichkeit übergeben wurde und in welcher auch eine Reihe von Vorträgen zu Gehör kamen. So hat unser Caroliner Dr. phil. Hans-Joachim Ballschmieter einen Vortrag gehalten mit dem Titel

„Fritz Reuter und Klaus Groth“

den wir nachstehend wiedergeben.

Fritz Reuter und Klaus Groth

Uns' Plattdüütsch güng in ringe Kleider
dörch Huus un Schüün, dörch Gaarn un Stall,
maak still de Arbeit, süng keen Leder,
weer Aschenputtel överall.

Dar keem en Jungkeerl, unverdraten,
de hatt eer deep in't Hart rinseen,
un hett sien Leder klingen laten:
Mien Moderspraak, wa büst du schön!

Dar kunn se singen as de Larken
un süng sik in de Harten rin
in Huus un Slott, in Kaat und Karken;
uns' Spraak weer narrns to ring un minn.

Nu geit se mit uns, still un sachen,
vun 'e Weeg bet an de leste Poort;
un mööt wi wenen, dörf wi lachen:
uns' Plattdüütsch weet dat beste Woort.

Dieses Gedicht, meine Damen und Herren, stammt von Heinrich Andresen, Heinrich Andresen aus Angeln, Jahrgang 1875, und das Gedicht heißt: Klaus Groth.

Es zeigt Verehrung und Dankbarkeit und natürlich auch ein wenig Sentimentalität. Und es bekennt die Überzeugung der nachfolgenden Generationen bis in unsere Zeit, daß ohne Klaus Groth die plattdeutsche Dichtung, die niederdeutsche Sprache überhaupt ohne Achtung geblieben wäre und ohne Rang.

Klaus Groth stammt aus Heide, er wurde 1819 geboren und starb 1899 in Kiel, und er war Dithmarscher von Geburt und aus Überzeugung. 1852 erschien sein erstes und zugleich wichtigstes Buch, der „Quickborn“, „Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart“, und mit dieser Gedichtsammlung hat Klaus Groth, wie Gerhard Cordes sagt, „buchstäblich die neuniederdeutsche Dichtung begründet“. Denn der „Quickborn“ ist nicht nur eine Sammlung von Gedichten wie andere auch, es ist, so hat Ulf Bichel es formuliert, „die poetische Gestaltung einer Landschaft und ihrer Menschen in der Sprachform dieser Landschaft“.

Wenn ich hier Gerhard Cordes nenne und Ulf Bichel, so ist dies ein bewußter Hinweis auf die Christian-Albrechts-Universität in Kiel und auf die wichtigen Impulse, die von der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt zur Erforschung der niederdeutschen Sprache und Literatur ausgegangen sind.

Auch Klaus Groth war Professor an der Universität Kiel, und der Dichter des „Quickborn“ und der Dozent für deutsche Sprache und Literatur können nicht voneinander getrennt werden, beide dokumentieren durch ihr Wirken den klaren Willen Groths, das Plattdeutsche gleichberechtigt neben das Hochdeutsche zu stellen, seinen Reichtum an Formen und Bildern, an Klang und Farbe deutlich zu machen, dem Plattdeutschen und den Plattdeutsch sprechenden Menschen ihre Würde zurückzugeben. Und diese plattdeutschen Menschen waren für Klaus Groth seine Dithmarscher, so jedenfalls, wie er diese Dithmarscher in der gewiß auch verklärten Erinnerung an seine Kindheit und Jugend behalten hatte.

Kurt Batt, der viel zu früh verstorbene Repräsentant einer sehr intensiven und detaillierten Erforschung niederdeutscher Literatur und Sprache in der DDR, Kurt Batt hat deutlich gemacht, daß in dieser Erinnerung nicht so sehr der Einzelne in seiner täglichen Umwelt lebendig geworden ist, sondern vielmehr die stammesmäßige Gemeinschaft, das Volk als Gesamtpersönlichkeit: bescheidene Figuren, schlicht und wahr, von selbstverständlicher Treue und naiver sittlicher Reinheit, voll Empfindsamkeit und oft auch voller Melancholie. „Wer seinem Volk ein Dichter sein, wer dem Herzen des Volkes seine Stimme leihen will, der muß den Willen und die Neigung haben, das Edle zu sehen“, so schrieb Klaus Groth, und so hat er es in seinem „Quickborn“ auch realisiert.

Wir können uns nun das Entsetzen und wir können uns die Verärgerung Groths vorstellen, als 1853, nur ein Jahr nach seinem „Quickborn“, in Mecklenburg eine Sammlung von „Läuschen un Rimels“ erschien, von Fritz Reuter, und daß dieser Fritz Reuter in seiner Vorrede gleich ein paar ganz schlimme Sätze schrieb:

„Meine Gedichte sind nicht wie vornehmer Leute Kinder mit kleinen Ohren und aristokratischen Händen, geschnürter Taille und zartem Teint in die Welt gesendet worden, die allenthalben rücksichtsvolle Aufnahme finden und sich dafür mit gesetzten Worten bedanken. Nein! sie sind oder sollen sein eine Kongregation kleiner Straßenjungen, die in „roher Gesundheit“ lustig übereinander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachshaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Torheit der Welt einen Scherz erlauben. Der Schauplatz ihrer Lust ist nicht das gebohrte Parkett fürstlicher Salons; ihre Welt ist der offene Markt, die staubige Heerstraße des Lebens, dort treiben sie sich umher, jagen und haschen sich, treten ernst umherstolzierenden Leuten auf die Zehen, rufen dem heimwärtsziehenden Bauern ein Scherzwort zu, verspotten den Büttel, ziehen dem Herrn Amtmann ein schiefes Maul und vergessen die Mütze vor dem Herrn Pastor zu ziehen. Ja, springt und lärmt nur, ihr armen Schelme! Bald wird es aus sein mit eurer Lust, und wenn ihr unter fremde Leute kommt, wird man euch ziehen und zerren, euch richten und hobeln, man wird eure Ausgelassenheit züchtigen, was ihr in aller Unschuld und Natürlichkeit für Scherz hieltet, wird man euch als Grobheit und Roheit in Anrechnung bringen, und selten werdet ihr jemand finden, der eure Fehler entschuldigt und eure Blöße bedeckt.“

Natürlich kam es so, wie Fritz Reuter es vorausgesehen hatte, Klaus Groth jedoch blieb zunächst noch sehr zurückhaltend, eher abwartend und still.

Vier Jahre später dann aber erschien in der Zeitschrift „Deutsches Museum“ ein Aufsatz des engagierten Literaturkritikers Robert Prutz zur plattdeutschen Dichtung, und da las Klaus Groth es dann so: „Fritz Reuter's Muse ist eine derbe Landmagd, etwas vierschrotig, mitunter selbst etwas ungeschlacht, aber kerngesund, mit prallen Gliedern, die schalkhaft verschmitzten Augen keck im Kreise umherwerfend und jeden Augenblick zu lustiger Rede und Gegenrede bereit“, und er las auch: „In mancher Hinsicht ließe sich sogar behaupten, die Reuter'schen Poesien seien für Sprache und Denkweise unserer plattdeutschen Bevölkerung charakteristischer als selbst diejenigen von Klaus Groth. „Klaus Groth“, ich zitiere weiter, „steht ja in der Mehrzahl seiner Gedichte wesentlich unter dem Einfluß der modernen hochdeutschen Bildung, . . . Reuter dagegen ist durch und durch Plattdeutscher,

er schreibt nicht blos, er denkt und fühlt auch plattdeutsch oder noch genauer mecklenburgisch.“

Dies war zu viel, und in seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ hat Klaus Groth sehr scharf reagiert: „Poesie kann man nicht geben, also auch nicht verlangen, aber Roheit ist eine Sünde für einen Volksschriftsteller. . . . Roheit ist nicht Natur, nicht der Weg dahin. Jedes Bild ist einseitig, jede Darstellung ist es, die Poesie soll und will die Natur so darstellen, daß sie erhebt, selbst wenn sie scherzt, das ist ihre ideale Richtung, die sie nicht verlassen darf. Wer in den Läuschen und Rimels die Natur Mecklenburgs und seiner Bewohner sucht, der wird staunen über einen Augiasstall von Grobheit und Plumpheit. So kann die grellste Wirklichkeit nicht sein und ist es nicht und nirgends.“ „Die Läuschen und Rimels“, so urteilt Klaus Groth, „sind in gewandtem Plattdeutsch geschrieben, ohne Zwang und Gewaltamkeiten, sie sind leicht und bequem erzählt, klar und anschaulich, die Pointe wird nie verfehlt, Reim und Rhythmus sind natürlich, aber sie sind durch und durch gemein.“

Gewiß war Klaus Groth auch persönlich tief getroffen, und das ist verständlich, aber zuallererst galt seine Sorge, und auch dies zu Recht, ganz grundsätzlich der niederdeutschen Literatur, deutlich spürte er die Gefahr, daß die plattdeutsche Dichtung den edlen Ton der Sehnsucht, der Liebe und des Gemüts, das heißt den Ton und damit den ästhetischen Anspruch seines „Quickborn“, erneut aufgeben, ja verraten und in minderwertige Unterhaltung, in drastische Komik und derben Witz zurückfallen würde. „Man sollte vielleicht kein so ernsthaftes Gesicht zu einem spaßhaften Buche machen“, schrieb er weiter, „das gewiß nicht böse gemeint ist. Ich würde es auch nicht tun, wenn wir nicht am Anfang eines Weges ständen, der offenbar ein betretender Pfad werden wird. Hüten wir uns, daß er nicht durch Sumpf und Moor ausgetreten wird.“

Vor allem ging es Klaus Groth also um den rechten Weg, um den richtigen Weg der plattdeutschen Dichtung. Um den rechten, den richtigen Weg, nicht im literarischen allerdings, sondern im ganz persönlichen, ganz realen Verstand ging es auch Fritz Reuter, als er Ende August 1840, nach sieben Jahren politischer Haft, preußischer Haft vor allem, aus der Festung Dömitz entlassen wurde:

„So! Säben Johr legen achter mi, säben swore Johr, un wenn ich ok up Stun'ns in'n ganzen lustig dorvon vertellt heww, sei legen mi dunn swor as Zentnerstein up't Hart; in dese Johren was nicks gescheihn, mi vörwarts tau helpen in de Welt, un wat sei mi mäglich nützt hewwen, dat lagg deip unnen in'n Harten begrawen unner Haß un Fluch un Grugel; ick müggt nich doran rögen; 't was, as süll ick Gräwer upriten un süll minen Spaß mit Dodenknaken bedriwen. – Un wat lagg vör mi? – 'ne Haid mit Sand un Dannenbusch. – Weg'? – Oh, vele Weg' führten dor dörch, äwer gah man einer so'n Weg, hei sall woll mäud warden. – Un wecker was de rechte? – Ick bün rechtsch gahn – nicks as Sand un Dannenbusch; ick bün linksch gahn – datsülwige. – Wo ick henkamm – keine Utsicht! Ok de Minschen wiren anners worden. – Männig ein hett mi 'ne fründliche Hand henreckt; äwer in'n ganzen stimmte ick nich mihr mit ehr tausam. Mi was tau Maud', as wir ick en Bom, de kröppt wir, un üm mi rümmer stunnen de annern un gräunten un bläuhten un nemen mi Licht und Luft weg.

Dat Kröppen hadd ich mi woll noch gefallen laten, denn ick fäuhlte in mi noch 'ne düchtige Lust taum Driwen un Utslagen; äwer in de Tid wiren mi ok de Wörteln afsneden. – Min oll Vader was nah Däms henkamen un hadd mi besöcht: hei was desülwige olle gaude Vader von vördem; äwer in de säben Johr wiren mit mine Hoffnungen ok sine verdrögt; hei hadd sick gewennt, mi so antauseihn, as ick mi sülwst ansach – as en Unglück; hei hadd sick för de Taukunft en annern Tausnitt makt, un ick stunn nich mihr vöran in sin Rekenexempel. Wi wiren uns frömd worden; de Schuld lagg mihr an mi as an em; de Hauptschuld äwer lagg dor, wo mine säben Johr legen.

Ach, wat wiren dat för Gedanken! – Wat was ick? wat wüßt ick? Wat kunn ick? – Nicks. – Wat hadd ick mit de Welt tau dauhn? – Rein gor nicks. – De welt was ehren ollen scheiwen Gang ruhig wider gahn, ahn dat ick ehr fehlt hadd; üm ehrentwillen kunn ich noch ümmer furt sitten un – as ick so unner den Dannenbusch satt – för minentwegen ok. – Äwer du büst fri! du kannst gahn, wohen du willst! De Welt steiht di apen! – Ja, äwer wecker Weg is de rechte? –“

Es schien, und es erschien nicht nur ihm selber so, daß Reuter am Ende war: gesundheitlich vor allem, ohne Hoffnung aber auch ohne Zuversicht, ohne Vertrauen in eine sinnvolle Zukunft.

Er war in Stavenhagen geboren, 1810, vor genau 175 Jahren also. Sein Vater war der Bürgermeister dieser Stadt, und er war ein gestrenger Vater, der viel von seinem Sohn verlangte und viel von ihm erwartet hat. Und diese Erwartungen hat Fritz Reuter überhaupt nicht erfüllt. Er war kein guter, kein eifriger, kein pflichtbewußter Schüler, und auch als er dem Wunsch des Vaters folgte und ohne Neigung und ohne Interesse Jura studierte, hat er sich in froher Gesellschaft und in Kneipen immer wohler gefühlt als im Hörsaal. Und als er in Jena der Burschenschaft Germania beitrug, suchte er auch hier mehr die Geselligkeit als die Politik, er war kein Demagoge, kein Revolutionär. Nach dem Sturm auf die Frankfurter Hauptwache im April 1833 wurde er dennoch verhaftet, von preußischen Gerichten zum Tode verurteilt, zu 30 Jahren Festungshaft begnadigt, nach sieben Jahren entlassen. – „Wat was ick? Wat wüßt ick? Wat kunn ick? – Nicks.“

Reuter hat dann zunächst die Landwirtschaft erlernt, als Eleve, als „Strom“, aber sein Vater hatte ihn enterbt, und so war an ein Pachtgut und damit an eine sichere Zukunft nicht zu denken. Doch während seiner Stromtid hat Reuter gute Freunde gefunden. Fritz Peters etwa, und er hat Luise Kuntze geheiratet, von der es heißt, sie sei eher kühl gewesen und realistisch, etwas hausbacken vielleicht und von kleinbürgerlicher Art, aber für Reuter war es wohl genau die richtige Frau. In Treptow an der Tollense wurde er Hauslehrer, und dort begann er auch systematisch zu schreiben. 1856 zogen die Reuters nach Neubrandenburg, hier lebten sie sieben Jahre, und diese sieben Jahre nun sind für Reuter entscheidend gewesen in einem guten Sinn, in diesen Jahren entstanden seine wichtigsten Bücher, allesamt Meisterwerke der plattdeutschen Literatur. 1863 zog er mit seiner Frau nach Eisenach, seine Krankheit hat ihn begleitet, verfolgt, seine Schaffenskraft hat ihn bald verlassen. 1874 ist er gestorben, schmerzlich betrauert in ganz Deutschland, wo er bekannt und geschätzt war, betrauert vor allem in Mecklenburg, wo er verehrt und geliebt worden ist, wo er populär war im besten Sinn, und wo er populär geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Populär sind immer noch die „Läuschen un Rimels“, diese liebenswürdig-humoristischen Reimgeschichten von den Schwächen und Eitelkeiten des Menschen, seiner Eigensucht, Anmaßung und Rechthaberei, von seiner Treuherzigkeit aber auch und gutgläubigen Offenheit, von seiner liebenswerten Hilflosigkeit.

Und populär ist auch heute noch „Hanne Nüte un de lütte Pudel“, 'ne Vogel- un Minschengeschicht, wie Reuter sie genannt hat, eine finstere Mordgeschichte voller Zugeständnis an den Geschmack der Zeit sicherlich, voller lyrischer Stimmung, aber auch heiterer Ursprünglichkeit und mit der ganz handfesten Moral, daß Mißgunst und böser Sinn Verderben bringen, daß Liebe, Stetigkeit und guter Wille aber ihren Lohn finden und allein der gerade Weg zum Ziel führt. Mit großer Sorgfalt schildert Reuter die Welt der Arbeit, des Handwerks etwa und das Brauchtum der Zünfte. Seine Zuneigung aber gehört den Armen und Schwachen in ihrer täglichen Not, in ihrer Sehnsucht nach ein wenig Geborgenheit und Sicherheit und nach ein wenig Achtung vor ihrer oft so tief gedemütigten Menschenwürde, einer Not und einer Sehnsucht, wie sie schon in Reuters leidenschaftlichen Plädoyer „Kein Hüsung“ deutlich geworden war. Dem tüchtigen Gutsarbeiter Johann und seiner Braut Marie, die ein Kind erwartet, wird das Wohnrecht, die Hüsung verweigert, und

sie können nicht heiraten; mit ihrem Schicksal schildert Reuter mit aller Schärfe das soziale Elend des mecklenburgischen Landarbeiterstandes auch noch nach und gerade nach Aufhebung der Leibeigenschaft. Reuter hat „Kein Hüsung“, so hat er einmal bekannt, „mit seinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit geschrieben“ und, ich zitiere, „vielleicht mit weniger Geschick als Ehrlichkeit es gewagt, . . . unseren Zwängern und Drängern die Wahrheit zu sagen, den Schimpf von dem Nacken des geknechteten und geächteten Volkes zu nehmen und ihn denen ins Angesicht zurückzuschleudern, die in ihrer Gesamtheit verdienen, mit Schimpf vor dem deutschen Volke genannt zu werden“.

Natürlich glaubten die mecklenburgischen Junker, die da so frontal angenommen wurden, da zeige der alte Demagoge nun doch sein wahres Gesicht. So war es gewiß nicht. Sicher hat die Festungshaft Reuters Blick geschärft für soziale Mißstände und für gesellschaftliches Unrecht. „Un denn wunnern sick de Lüd' noch“, heißt es in der „Festungtid“, „wo einer Demokrat warden kann. As wi inspunnt würden, wiren wi't nich, as wi rute kemen, wiren wi't all.“ Sicher hat aber auch Kurt Batt recht mit seinem Urteil über Reuters persönliche Motivation: „Er projizierte in dieses Werk sein eigenes Scheitern an der Gesellschaft, sein eigenes Leiden hinein. Und der Herr“ (Der Gutsherr also) „ist deshalb so undifferenziert, allein als hassenswerter Tyrann und dämonischer Bösewicht geschildert, weil Reuter mit dieser Figur alles auffing, was sich in ihm an Haß gegen die Autoritäten gesammelt hatte“.

Reuter hat politisch, auch in der Beurteilung etwa der 48er Revolution, auf der Seite des liberalen Bürgertums gestanden, des mecklenburgischen Kleinbürgertums natürlich, schon seine Kinderjahre in Stavenhagen waren geprägt von den Idealen des Befreiungskampfes gegen Napoleon und von den Heimsuchungen und der wirtschaftlichen Not der Besatzungszeit. „Ut de Franzosentid“ erzählt hiervon allerdings, Reuter ist inzwischen fast 50 Jahre alt, nicht mit historischer Genauigkeit, sondern in einer Fülle urwüchsiger Begebenheiten, erzählt vom Übermut und von der Großmannssucht der Franzosen ebenso wie von der einfallsreichen List und vom störrischen Gerechtigkeitssinn der Stavenhagener Bürger: Menschen voller Geradheit und Schläue, Gutherzigkeit und Prahlucht, voller Verzagtheit und Eitelkeit, Poltrigkeit und Weh. Hier offenbart sich Reuters in der niederdeutschen Literatur wohl nicht wieder erreichte Kunst breitbehäbiger und doch zugleich unverwechselbar genauer Schilderung all der vielen Gestalten des mecklenburgischen Alltags, die der zeitgenössische Leser so gut kannte und denen er auf Schritt und Tritt begegnet ist.

Und auch „Ut mine Festungtid“ ist kein politisches, wohl aber ist es Reuters persönlichstes Buch. Sicher hat nach fast 25 Jahren die Erinnerung an die Härte des Leidens manches von ihrer Bitterkeit verloren, die Schilderung heiter-burlesker Erlebnisse und fast pennälerhaft übermütiger Steiche verdrängt aber doch nur spärlich allen aufgestauten Haß, alle Not und Verzweiflung des politischen Häftlings: beim Wiedersehen mit der Berliner Hausvogtei, wohin Reuter nach seiner Verhaftung gebracht worden war, bricht es heraus: „Dor hewwen se mal üm min Lewensglück spelt, un sei hewwen gewonnen.“

„Ut mine Festungtid“ kam 1862 heraus, im gleichen Jahr legte Reuter auch den ersten Band seines Haupt- und Meisterwerks vor: „Ut mine Stromtid“. Reuter kannte die wirtschaftlichen, vor allem auch die sozialen Probleme des mecklenburgischen Landstandes aus eigener Erfahrung. In „Kein Hüsung“ überwog sein anklagender Ton, sein soziales Pathos. Auch in der „Stromtid“ geißelt er die böswillig-skrupellosen Methoden des bürgerlichen Gutsbesitzers Pumuchelskopp, dem Unwesen dieses protzigen Heuchlers stellt er nun aber das gutmütig-patriarchalische Regiment des altadligen „Herrn Kammerrat“ von Rambow gegenüber. Seine Sympathien jedoch gehören ganz den Inspektoren, Pächtern und Pastoren, ihre Häuser und ihre Familien bewahren Menschlichkeit und Frieden, ihnen fühlt sich Reuter auch persönlich am engsten verbunden, ihr Leben hat er selber gelebt. Zu ihnen gehört Karl Hawermann, der alle Moralvorstellungen Reuters in geradezu idealer Vollkommenheit vereinigt, zu ihnen gehört auch Zacharias Bräsig, die zentrale Gestalt der

„Stromtid“ und Reuters populärste Figur überhaupt. Bräsig verkörpert das moderne aufklärerische Denken, er propagiert den Fortschritt, er hat ein junges Herz und ein Herz für die Jugend. Seine pfliffige Weltklugheit, sein treuer, uneigennütziger Rat, seine resolute Hilfsbereitschaft sind glaubwürdig und berühren zutiefst trotz und gerade durch seinen schlaun Witz und seinen schalkhaften Humor, trotz der Lächerlichkeit seiner äußeren Erscheinung und durch sein herrliches „Missingsch“, die unnachahmliche Art seines Sprechens.

In der ungewöhnlichen Breite des Handlungsfeldes wie in der sozialen Vielfalt der Figuren ist „Ut mine Stromtid“ das umfassendste und typischste, in der Geschlossenheit der künstlerischen Gestaltung wie in der Intensität der Ausstrahlung die bislang bleibendste, wirksamste und volkstümlichste Schöpfung der mecklenburgischen Literatur überhaupt. Für Georg Lukács ist Reuter, ich zitiere, „vielleicht das größte, jedenfalls das urwüchsigste humoristische Talent Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“.

Klaus Groth hat den Weg Reuters genau verfolgt, er hat seine künstlerische Entwicklung und seine über die Bedeutung der „Läuschen un Rimels“ dann ja auch weit hinausreichende literarische Leistung ehrlich anerkannt und hiervon auch öffentlich Kenntnis gegeben. „Ut de Franzosentid“ nannte er eine Geschichte „von einer so köstlichen Lebendigkeit, voll von so echtem Humor, daß man sie dem Besten, was in der Art je von Spaniern oder Engländern geschrieben ist, kühn an die Seite setzen darf“. Zu einer persönlichen Annäherung oder Begegnung, zu einer Freundschaft gar zwischen Groth und Reuter ist es aber nicht gekommen. Dafür war ihre künstlerische Intention, dafür war ihre Auffassung von Weg und Ziel plattdeutscher Dichtung doch durch einen viel zu breiten und viel zu tiefen Graben getrennt.

Auch Reuters Beziehung zu Schleswig-Holstein überhaupt ist nur sehr flüchtig gewesen, mit seinem gespannten Verhältnis zu Klaus Groth hat dies aber natürlich nicht das Geringste zu tun. Das über Jahrzehnte hinweg aktuelle Schleswig-Holstein-Problem hat auch Reuter gekannt und bedacht, und 1864 hat er einige tief empfundene Schleswig-Holstein-Lieder geschrieben, sie sind künstlerisch aber ohne Belang. Luise Reuter ist in Lübeck zur Schule gegangen und hat zeitlebens sehr an dieser Stadt gehangen. Sie hat das Lübecker Marzipan ebenso gemocht wie Reuter den Lübecker Rotspon: „Ni drümk ick betern Win as dissen! Hei is von Maßmann un von Nissen.“ Aber natürlich: diese Anhänglichkeit und diese Verehrung galten nicht Schleswig-Holstein und seinen reichen Schätzen, sie galten allein der Stadt Lübeck, der hanseatischen Republik.

1861 allerdings, als Reuter zur „50jährigen Jubelfeier des deutschen Turnens“ von Neubrandenburg aus nach Berlin geeilt war, um mit 6000 weiteren sportbegeisterten Teilnehmern hinaus zum Festplatz auf der Hasenheide zu marschieren, da suchte er, „im flotten Turnanzug, mit grauer Jacke und weißer Hose“, wie Paul Cruse in der Zeitschrift „Schleswig-Holstein“ berichtet hat, „unter all den vielen Tafeln, die den einzelnen Stämmen und Landschaften ihren Platz im Festzug anweisen sollten, vergeblich seine Landsleute. Man hatte die Mecklenburger vergessen!“ So gesellte sich Reuter unter die Fahne Schleswig-Holsteins und nahm, wenn auch sehr verlegen, gemeinsam mit den leidgeprüften Schleswig-Holsteinern die lebhaften Huldigungen entgegen, die diesem deutschen Volksstamm damals in besonderer Weise entgegengebracht wurden.

Doch Mecklenburg hin – Schleswig-Holstein her. Klaus Groth und Fritz Reuter haben, jeder für sich und doch auch beide gemeinsam, die neue Literatur in plattdeutscher Sprache begründet und so dieser plattdeutschen Sprache neues Leben und einen neuen Wert gegeben.

Hanne Nüte ist auf Wanderschaft, und fern der Heimat singt er, in wehmütiger Erinnerung an sein Zuhause, das Eikbomlied: „De Eikbom, Herr König, de Eikbom is uns‘, uns‘ plattdütsche Sprak is’t un Ort.“ Klaus Groth hat dieses Lied als „schönes lyrisches Gedicht“ gewürdigt wie „Hanne Nüte“ überhaupt: „Wir aber“, schreibt er in seiner Kritik,

„wir aber können und müssen ihm“ – Fritz Reuter –“ . . . auch für diese seine Arbeit dankbar sein; sie zeigt uns unser prächtiges norddeutsches Volk in seiner Würde, sie zeigt unsere Sprache in ihrer Macht.“

Ick weit einen Eikbom, de steiht an de See,
De Nurdstorm, de brus't in sin Knäst,
Stolz reekt hei de mächtige Kron in de Höh;
So is dat all dusent Johr west;
Kein Minschenhand,
De hett em plant't;
Hei reekt sick von Pommern bet Nedderland.

Ick weit einen Ekbom vull Knorrn un vull Knast,
Up den'n fött kein Bil nich un Äxt.
Sin Bork is so rug, un sin Holt is so fast,
As wir hei mal bannt un behext.
Nicks hett em dahn;
Hei ward noch stahn,
Wenn wedder mal dusent von Johnn vergahn.



Ein Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI) aus Mecklenburg

Der ungewöhnliche Lebensweg
von Hans Joachim Langmann

Daß auch aus dem Agrarland Mecklenburg wichtige Impulse für die Entfaltung der modernen Industrie kamen, ist allgemein bekannt. Von den frühen Beispielen des Arztes und Maschinenbauers Dr. Ernst Alban (geb. 7. 2. 1791 zu Neubrandenburg), des Automobilpioniers Siegfried Marcus (geb. 18. 9. 1831 in Malchin), des Schöpfers des modernen Talsperrenbaus Otto Intze (geb. 17. 5. 1843 in Laage) und des Echoloterfinders Alexander Behm (geb. 11. 11. 1880 zu Sternberg) führte die Entwicklung weiter zu den Hochleistungen des mecklenburgischen Flugzeugbaus von der zweiten Hälfte des zweiten Jahrzehnts bis zur ersten Hälfte der fünften Dekade unseres Jahrhunderts (Fokker in Schwerin bis Heinkel in Rostock). Hatten die obengenannten Männer der industriellen Pionierzeit gleich jenem unvergessenen Württemberger aus mecklenburgischem Geschlecht, Ferdinand Graf von Zeppelin, ihre Ideen noch fast alle außerhalb Mecklenburgs verwirklicht, so zog es die Flugzeugbauer bereits in das Ostseeland. Was aber wäre die deutsche Flugzeugindustrie der Nachkriegszeit ohne den Schweriner Ludwig Bölkow?

Ein Chef einer Weltfirma und gleichzeitiger Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie aus dem ländlichen Mecklenburg ist jedoch ein Novum in der deutschen Industriegeschichte. Wer ist dieser Mann, und wie wurde er, was er heute ist?

Hans Joachim Langmann wurde am 5. Oktober 1924 in Groß-Upahl, einem kleinen Gutsdorf südwestlich von Güstrow, fast genau in der Mitte Mecklenburgs geboren. Sein Vater war der Pastor Otto Langmann aus einer alten Malchiner Lehrer- und Handwerkerfamilie; die Mutter entstammte einer Bauernfamilie aus der Gegend zwischen Parchim und Lübz. Der heutige Mann von Welt im besten Sinne des Wortes, der je nach Bedarf Deutsch, Spanisch oder Englisch parliert und auch französischen Verhandlungen mühelos folgt, erinnert sich gerne an das dörfliche Idyll seiner Kindheit und an seine plattdeutschen Spielgefährten, deren Muttersprache auch die seine war.

Doch aus der Enge des mecklenburgischen 140-Seelen-Dorfes strebte schon der Vater hinaus. Er übernahm für einige Jahre eine neue Aufgabe, zunächst im Norden von Südamerika und dann als Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde von Guatemala, und so begann der Sohn seine Schulzeit in der Deutschen Schule zu Guatemala City. Als Achtjähriger kehrte er heim in die Dorfschule von Groß-Upahl, wo sein Lehrer acht Geburtsjahrgänge gleichzeitig im einzigen Schulraum unterrichtete. Aber kein Wort der Klage über Langeweile oder Zeittotschlagen; offenbar gab es eine geschickte individuelle Betreuung für den aufgeweckten Schüler aus dem fernen Amerika, der sich lediglich mit der spitzen deutschen Sütterlinschrift nicht befreunden konnte. Als nächste Station folgte eine Schule in Hamburg, wohin sich der Vater als Pastor an dem von Johann Hinrich Wichern begründeten berühmten Waisenhaus hatte versetzen lassen. Die nächste Schulstation war Berlin. Dort wechselte der Sohn von der Grundschule zum Berlin-Wilmersdorfer Bismarck-Gymnasium, und die 1938 erfolgte väterliche Ernennung zum Deutschen Gesandten (heute

würde es Botschafter heißen), in Uruguay bedeutete für den Sohn die Fortsetzung der Schulbildung auf der Deutschen Schule in Montevideo.

Das herausragende Erlebnis des Sohnes aus den Jahren in Südamerika war das plötzliche Erscheinen des im Kampfe mit einer englischen Übermacht schwer angeschlagenen Panzerkreuzers „Admiral Graf Spee“ am 13. 12. 1939, für den der Vater durch Verhandlungen mit der Regierung von Uruguay zwecks notwendiger Reparatur eine längere Liegezeit erwirken sollte als jene 72 Stunden, die in neutralen Häfen üblich sind. Da Uruguay den Wunsch der Reichsregierung nicht erfüllte, wurde dem Kreuzer aus Berlin die Selbstversenkung befohlen. Sie erfolgte am 17. 12. 1939 vor Montevideo, und die Besatzung wurde interniert. Ein Teil feierte die erste Kriegswihnacht mit den Botschaftsangehörigen.

Die Familie Langmann kehrte später über Portugal in die Heimat zurück. Der Sohn erhielt 1942 in Berlin den Reifevermerk, wurde zur Wehrmacht eingezogen und in der Südkraine verwundet. Nach längerer Genesungszeit geriet er dann noch in amerikanische Gefangenschaft und wurde Mitte 1946 in die triste deutsche Trümmerlandschaft entlassen, ohne Berufsausbildung und Arbeit, wie jene ganze junge Generation, soweit sie den Krieg überlebt hatte, aber nun zunächst nirgendwo gebraucht wurde.

Heimatlos geworden, fand er Unterkunft bei der Familie eines Kriegskameraden in Seeheim an der Bergstraße. Große Zukunftsperspektiven boten sich nicht. So war Hans Joachim Langmann glücklich über einen Arbeitsplatz als Bauhilfsarbeiter und schleppte in einer Zeit ohne Baumaschinen Steine, Bretter und Balken lange Leitern hoch und schmale Stege entlang. Seiner vielseitigen Begabung und Zielstrebigkeit entsprach das allerdings gar nicht. Als er eines Tages eine Stellung als Bürobote in einem Ingenieurbüro fand, griff er zu. Die Inhaber entdeckten bald, daß er „rechnen konnte“, wie Langmann es bescheiden ausdrückt. Da die beiden Inhaber „den Ehrgeiz hatten, ein Lehrbuch herauszugeben“, beauftragten sie ihn mit der Einarbeitung von Tabellen und schließlich auch mit der Abfassung einiger Textstellen. „Ein Glück, daß das Buch nie erschien“, sagt er heute lachend.

Als Vorbereitung auf das in Göttingen extern abzulegende Abitur kam ihm jene Tätigkeit jedoch sehr gelegen, und nach einer Prüfung in Mathematik, Physik und Spanisch bezog Hans Joachim Langmann im Herbst 1948 die Universität Göttingen zum Studium der Physik, das er später in Heidelberg fortsetzte und als Diplom-Physiker und Dr. rer. nat. abschloß. Schon seine Dissertation über „Die Z-Abhängigkeit bei der Erzeugung von Röntgenstrahlen mit schnellen Elektronen“ führte in ganz moderne Gebiete der Physik, und so blieb er noch bis 1961 als Assistent am Physikalischen Institut der Universität Heidelberg mit den Arbeitsgebieten Kernphysik, Physik dünner Schichten, Vakuumphysik und Meßtechnik.

Schon seit 1956 war Dr. Langmann gleichzeitig Mitarbeiter des Kernforschungszentrums Karlsruhe, zunächst mit dem Aufbau des Literaturdienstes, dann mit der Leitung des späteren Zyklotron-Laboratoriums beauftragt und schließlich bis 1965 als Mitglied des Wissenschaftlichen Rates.

Wenn Dr. Langmann eine wissenschaftliche Karriere ausschlug, so geschah das aus persönlichen Gründen. Schon als Assistent in Heidelberg und beim Aufbau des Kernforschungszentrums Karlsruhe hatte er Erfahrung bei der Lösung wirtschaftlicher Fragestellungen gewonnen. Anspruchsvollere Aufgaben stellten sich für ihn bei der Darmstädter chemisch-pharmazeutischen Fabrik E. Merck, mit der er sich durch seine Heirat verbunden hatte. Seine Frau, Dr. rer. pol. Marlis geborene Groos, war die jüngste Tochter des Darmstädter Facharztes Dr. Fritz Groos und seiner Frau Marei geb. Merck.

Nachdem er schon seit 1961 in verschiedenen Gremien bei Merck mitgearbeitet hatte, wurde Dr. Langmann 1964 im Zuge einer engeren Verklammerung von Familie und Unternehmen persönlich haftender Gesellschafter und Vorsitzender des Gesellschafter-

rates. 1966 trat er außerdem in den Vorstand der damaligen E. Merck AG ein, und seit 1972 ist er neben der gleichen Position im Geschäfterrrat auch Vorsitzender der Geschäftsleitung der E. Merck. Die Gesamtleitung der Firma, die Finanzen und die Betreuung der ausländischen Tochtergesellschaften liegen in seine Hand.

Bevor wir den Lebensweg von Hans Joachim Langmann weiter verfolgen, sind hier ein paar Bemerkungen über das Haus Merck und damit über eine der bekanntesten deutschen Bürgerfamilien nachzutragen:

1827 nahm der Darmstädter Apotheker und Eigentümer der 1668 durch Kauf in den Besitz der ursprünglich Schweinfurter Familie übergebenen Engel-Apotheke, Emanuel Merck, die fabrikmäßige Herstellung von Arzneimitteln auf und gilt damit als Gründer der heutigen Fa. E. Merck. Bekannter ist vielen vielleicht Johann Heinrich Merck, der Sturm- und Drang-Schriftsteller, Freund des jungen Goethe und Verleger seines „Götz von Berlichingen“, der Großvater des Firmengründers, oder aus dem nach Hamburg verschlagenen Zweig Ernst Merck, einer der prominentesten Abgeordneten des Pauls-Kirchen-Parlaments von 1848/49, Reichsfinanzminister und Mitglied jener Delegation, die dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbot, die dieser zurückwies als „Reifen, von Dreck und Letten gebacken und verunehrt durch den Ludergeruch der Revolution“. Auch als Begründer des ersten Hamburger Zoos (einst Wirkungsstätte Alfred Brehms und heute „Planten un Blumen“) sowie eines Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger machte sich Ernst Merck (gegen Ende seines Lebens Freiherr von M.) verdient.

Georg Wilhelm Merck begründete 1894 die amerikanische Zweigniederlassung im Staate New Jersey, die durch den 1. Weltkrieg verloren ging. Sie fusionierte später zu Merck, Sharp & Dohme und ist heute eine der allergrößten Pharmafirmen der Welt, viel größer als die einstige deutsche Mutter.

Die heutige Darmstädter Fa. E. Merck ist eine Offene Handelsgesellschaft (OHG), ausschließlich im Besitz von ca. 70 Nachkommen der fünf Gründerenkel, von denen allerdings nur noch wenige den Namen Merck tragen. Zwölf Personen sind persönlich voll haftende Gesellschafter, von denen derzeit die Hälfte nicht der Familie Merck angehören. Auch Otto Esser, Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände und bis 1981 Mitglied der Geschäftsleitung von Merck, zählt zu diesem Personenkreis. Der weitaus überwiegende Teil des Kapitals liegt bei den stillen Gesellschaftern. Während der Geschäfterrrat dem Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft entspricht, ist die Geschäftsleitung das Gegenstück zum Vorstand einer AG. Sie besteht gegenwärtig aus 8 Personen, darunter auch Nichtfamilienmitgliedern. Durch die teilweise Personengleichheit im Geschäfterrrat und in der Geschäftsleitung ähnelt die E. Merck also dem englisch-amerikanischen Board-System oder dem Schweizer Verwaltungsrat. Langmann bereitete auch 1963/64 diese Reorganisation vor und schloß sie 1969 unter Aufgabe der zeitweiligen AG mit der Zusammenführung von Besitz- und Betriebsgesellschaft ab. Die Sache hat sich bewährt. Man ist beweglicher geworden, da firmenfremde Personen wie bei einer AG nicht mitentscheiden.

Die Fa. E. Merck erzielte 1985 weltweit einen Umsatz von 3,3 Milliarden DM, und zwar mehr als 70% mit ausländischen Kunden. Die Firma beschäftigt weltweit 21 000 Mitarbeiter und hat Tochtergesellschaften in 40 Ländern und Produktionsstätten an über 40 Orten. In Deutschland wird außer in Darmstadt auch in Gernsheim am Rhein sowie bei Kiel, Hamburg und München produziert. Nicht immer sind solche Firmen sofort als Merck-Betriebe erkenntlich, wie z. B. die Reinbeker Hermal-Chemie. Oft sind es Hersteller pharmazeutischer Spezialprodukte, die unter Beibehaltung der alten Firmen- und Produkt-namen an die E. Merck verkauft haben.

Nicht ohne weiteres als Merck-Firmen zu erkennen sind auch manche Auslandstöchter, wie z. B. EM Industries (100%) und EM Diagnostic Systems (65%) in den USA oder BDH in Großbritannien. 1600 Beschäftigte arbeiten in vier Fabriken und auf einem Versuchsgut

in Brasilien, 1300 bei Bombay und Goa in Indien. Am umsatzstärksten sind die britischen Tochtergesellschaften, aber von besonderer Bedeutung auch jene in Italien (mit italienischem Partner), Frankreich, Spanien, Nigeria, Südafrika, Indonesien und Japan. 15 bis 20% seiner Arbeitszeit benötigt der Firmenchef für die Betreuung der Auslandsgesellschaften an Ort und Stelle. Reisen mindestens einmal im Jahr bis nach Südamerika und Japan sind schon nötig, und nie ist Zeit für einen anschließenden Urlaub dabei übrig.

Das Zentrum der Verwaltung, Forschung und Produktion ist und bleibt natürlich Darmstadt. Die große Mehrzahl der über 9000 deutschen Mitarbeiter ist dort tätig, jeder sechste davon in der Forschung oder bei der Entwicklung neuer Produkte. Die Produktpalette der E. Merck reicht von altbewährten Husten- und Schnupfenmitteln über die berühmten Vitaminpräparate wie Cebion, Multibionta oder Vigantol, über die zahllosen Merck-Reagenzien und -Diagnostica, wohlbekannt in den weitaus meisten chemisch-pharmazeutischen Labors der ganzen Welt, hin zu so wichtigen Neuentwicklungen wie Praziquantel (zusammen mit Bayer) gegen die Bilharziose oder Beta-Blockern gegen Herzinsuffizienz. Die E. Merck ist weltweit führender Hersteller von Flüssigkristallen, die z. B. für die Anzeigen elektronischer Geräte, Armaturenbreiter der Automobile und künftig auch die Fernsehbildschirme benötigt werden. Zunehmende Bedeutung kommt auch den Pigmenten für die kosmetische Industrie, für Autolacke oder als Perlglanzpigmente für die Herstellung der sogenannten Mallorcaperlen zu. Obwohl Dr. Langmann in den letzten beiden Jahrzehnten auch gerade die Chemie weiter ausgebaut hat, ohne sich den eigentlichen chemischen Massenwaren zuzuwenden, kamen vom Gesamtumsatz 1985 immer noch ca. 40% aus dem Pharmabereich gegenüber 35% aus dem Chemie- und ca. 20% aus dem Reagenzien- und Diagnosticabereich.

Dr. Langmann, der das Steuer bei der Fa. E. Merck fest im Griff hat, ist als Unternehmer par excellence Mitglied der Aufsichtsräte der BASF AG, Ludwigshafen, der Frankfurter Versicherung AG, Frankfurt, und der Ruhrkohle AG, Essen, sowie Mitglied der Verwaltungsräte der Dresdner Bank und der Berliner Handels- und Frankfurter Bank.

Auch dem Außenwirtschaftsrat beim Bundeswirtschaftsministerium gehört er an. Seine Ämter im Verband der Chemischen Industrie und in der Industrie- und Handelskammer Darmstadt (in beiden Gremien u. a. auch des Präsidenten) hat er aufgegeben, als wichtigere Aufgaben auf ihn zukamen. Diese sah er im Präsidentenamt des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), dessen Präsidiumsmitglied er schon seit 1974 und dessen Vizepräsident er seit 1980 gewesen war.

Als Nachfolger von Professor Rolf Rodenstock trat er sein Amt als Industrieverbandspräsident am 1. Januar 1985 an, jedoch nur für zwei Jahre, weil seine Firma ihn nicht länger entbehren kann.

Die Frage, wie er alle seine Aufgaben bewältigen kann, beantwortet Dr. Langmann bescheiden mit einem Hinweis auf die gute Unternehmensorganisation und auf die Loyalität seiner Geschäftsleitungskollegen und anderer Mitarbeiter an wichtigen Schaltstellen seiner Firma. Von seinem zweifellos hervorragenden Organisationstalent, der Fähigkeit, sich auf die wesentlichen Führungsaufgaben zu beschränken und andere Arbeiten an geeignete Mitarbeiter zu delegieren, von seiner Begabung, der schnellen Auffassungsgabe und vor allem dem enormen Fleiß unter weitgehendem Verzicht auf Urlaub und Freizeit spricht er nicht. Er hält solche Qualitäten offensichtlich für selbstverständliche Voraussetzungen seines unternehmerischen Erfolges.

Als Gründe für seine umfangreiche Verbandstätigkeit nennt Dr. Langmann sein Verantwortungsbewußtsein, nicht nur als Industrieller, sondern auch vor allem als Staatsbürger. Er bekennt sich voll zu dem bekannten Ausspruch seines Geschäftsleitungskollegen und Arbeitgeberverbandspräsidenten Otto Esser: „Zivilcourage darf in Deutschland kein Fremdwort sein“, fordert mehr Verständnis für wirtschaftliche Fragen und Zusammenhänge, das schon in der Schule gefördert werden sollte, weist darauf hin, daß die

Sozialpolitik, nach seinen Worten an sich schon „ein essentieller Teil jeder Wirtschaftspolitik“, nur verteilen kann, was die Wirtschaft, d. h. Arbeitnehmer und Arbeitgeber zuvor erarbeitet haben, und verschweigt nicht, daß seine Hauptaufgabe im ersten Jahr seiner Tätigkeit als Industrieverbandspräsident gewesen ist, sich immer wieder bei jeder Gelegenheit und an jeder möglichen Stelle für eine steuerliche Entlastung der Unternehmen einzusetzen, weil diese in Deutschland noch immer gefährlich unterkapitalisiert sind und daher dringend ähnliche Rücklagemöglichkeiten benötigen wie in konkurrierenden anderen Industrieländern, damit sie Krisen besser überstehen können, nicht zuletzt auch gerade zum Wohle ihrer Belegschaften.

Er hält nichts von Theodor Eschenburgs Hinweis auf „eine Gefahr der Herrschaft der Verbände“, weil jeder Verband seinen natürlichen Gegenverband hat, hält aber um so mehr davon, daß die Berufsverbände der von einem neuen Gesetz Betroffenen ihre Sachkenntnis den öffentlichen Belangen rechtzeitig dienstbar machen, damit Gesetze nicht an der Realität vorbeigehen und ihre Erarbeitung beschleunigt wird. Eine moderne Demokratie ist ohne die Arbeit der Verbände nicht funktionsfähig. Die rechtzeitige Zusammenarbeit mit den Referenten der Ministerien ist durch deren Geschäftsordnungen genau geregelt. Druck ausüben oder gar „die Republik kaufen“ können Verbände keineswegs. Ebenso wichtig wie die Zusammenarbeit mit den Ministerien und in den späteren Entstehungsphasen eines Gesetzes sogar noch wichtiger ist natürlich der Meinungsaustausch mit den Volksvertretern, vor allem mit den Sachverständigen unter ihnen. Unnötig zu sagen, daß auch hier Argumente ausschlaggebend sind und nichts anderes. Die letztliche Entscheidung liegt immer bei der Mehrheit der gewählten Parlamentsmitglieder.

Für die deutsche Wirtschaft und die deutsche Demokratie wünscht sich Dr. Langmann noch mehr „Gefühl für die Notwendigkeit, gemeinsam zu wirken“ und „eine noch direktere Interaktion zwischen den Sozialpartnern.“ „Die Interdependenz der Wirtschaftspolitik mit allen anderen Bereichen der Politik“ sollte klarer erkannt werden. „Das Gemeinwohl zu fördern und zu verstärken ist ein ganz wichtiges Anliegen“, und „vor allem auch jeder Unternehmer sollte viel Gemeinsinn haben.“ Für die Jugend zeigt der Vater von drei Töchtern besonders viel Verständnis. Die in unseren Großstädten manchmal zu beobachtende Zukunftsangst will er als „Modeerscheinung“ nicht überbewerten.

Alles in allem wirkt der Industrieverbandspräsident wie das genaue Gegenteil jener alten Klischeevorstellung vom bösen Kapitalisten von Anno dazumal, die linke Weltverbesserer noch heute nicht aus ihrer Vorstellungswelt verbannen wollen.

Der hochgewachsene, schlanke und sportlich aussehende Dr. Hans Joachim Langmann wirkt trotz seiner 62 Jahre noch erstaunlich agil, und sein Haar ist erst ganz wenig ergraut. Auch nach einem langen Arbeitstag wirkt er munter und fast jugendlich froh mit seinen leuchtenden Augen, dem häufigen Lächeln und gelegentlichem herzhaften Lachen. Er sieht eher aus wie ein erfolgreicher Wissenschaftler oder Diplomat, bescheiden, sachlich und welterfahren zugleich.

Aus der bedächtigen Rede spricht die tiefverwurzelte christliche Ethik, vielleicht ererbt vom Vater, der als Pastor begann, dazu das große menschliche Verständnis eines Pädagogen, wohl ererbt vom Großvater, dem Lehrer, am meisten aber wohl die eigene reiche Lebenserfahrung als Bauhilfsarbeiter ganz unten und als Großindustrieller weit oben in der Gesellschaft. Er muß ein innerlich fröhlicher Mensch sein, dessen größte Freude ein ruhiges Wochenende im Kreise der Familie ist, der gerne schwimmt und wandert (wozu er gegenwärtig keine Zeit hat) und viel Kunstsinn für einen hübschen Teppich oder eine schöne chinesische Vase entfaltet.

Zu dem Präsidenten Dr. Hans Joachim Langmann kann man den Bundesverband der Deutschen Industrie nur beglückwünschen ebenso wie die Fa. E. Merck zu diesem Vorsitzenden von Gesellschafterrat und Geschäftsleitung. Seit Heinrich Schliemann hat sich wohl kein mecklenburgischer Pastorensohn und kaufmännisches Naturtalent zu einer solchen Persönlichkeit entwickelt.

Dr. Hermann Brandt

Im Sommer dieses Jahres fand im Heimatmuseum der Stadt Neustrelitz, welches sich in dem bis zu ihrem Tode von Frau Annalise Wagner bewohnten Hause in der Gutenbergstraße befindet, eine Ausstellung von Graphiken und Aquarellen von Frau Ingeborg Voss statt. Frau Voss war Schülerin unseres früheren Zeichenlehrers Walter Gotsmann am Carolinum und verlebte ihre Jugend in Neustrelitz. Ihr späterer Werdegang wird von Frau Dr. Sibylle Badstübner wie folgt gewürdigt:

Ingeborg Voss

1922	in Neustrelitz geboren
1938–1942	Tätigkeit bei der Deutschen Reichsbahn Neustrelitz
1943–1945	Meisterschule für Mode Hamburg
1946–1951	Studium Gebrauchsgrafik und freie Grafik an der Hochschule für angewandte Kunst Berlin Weißensee bei Prof. Hölter und Prof. Vogenaue
1952–1959	Grafikerin am Deutschen Theater Berlin
ab 1960	freischaffend

Ingeborg Voss ist vor allem durch ihre Theaterzeichnungen bekannt geworden. Der Feder und der schwarzen Tusche galt bisher ihre ausgesprochene Vorliebe. Erst seit 1980 hat sie sich auch die farbige Welt der Aquarellmalerei erobert, hat sie sich dieser andersartigen Technik zugewandt. Statt linear-zeichnerischer Gestaltungsweise, statt harter Feder und schwarzer Tusche wählte sie den weichen Pinsel, die zarten flüssigen Farben, den malerischen Auftrag ohne Begrenzung. In beiden Ausdrucksmöglichkeiten geht es Ingeborg Voss um rasche Aufzeichnung und Sichtbarmachung des unmittelbaren Erlebnisses eines Eindrucks.

Im Theater zeichnet sie in den Proben und während der Aufführungen, ihre Aufmerksamkeit gilt dabei dem lebendigen Spielablauf. Mit schnellen Strichen hält sie Bewegung, Geste, Haltung und Gruppierung von Schauspielern oder Sängern fest und mit größter Sparsamkeit der Mittel, oft nur in Andeutung läßt sie handlungsreiche Szenen und die ganze Bühne auf ihren Blättern entstehen, jene „Momentaufnahmen“ voller Lebendigkeit und Spontanität. Dabei gelingt es ihr mit Treffsicherheit die unterschiedliche Figurenführung einzelner Regisseure zu charakterisieren und unverwechselbare Gestik oder Bewegung bestimmter Schauspieler zu erfassen. Diese skizzierte „Theaterlandschaft“ Berlins spiegelt ein Stück Theatergeschichte in dieser Stadt wider. Mehrere Mappen nach Originalzeichnungen mit Szenen der Berliner Sprech- und Opernbühnen sind bereits entstanden. Ingeborg Voss bevorzugt für ihre Federzeichnungen handgeschöpftes, strahlend weißes Papier. Ihr Strich wirkt sicher gesetzt, die Zeichnung ist auf den Umriß gestellt, selten kommen Schraffuren oder Binnenzeichnungen vor, selten setzt sie Schwärzen ein. Der Strich lebt von unterschiedlicher Stärke und Dichte, dynamisch geführt, setzt er mit einer Verdickung an und verläuft oft nur andeutend auf dem Weiß der Papierfläche. Kleinteilige Bögen, Schleifen oder Haken heben sich von spannungsvoll geführten oder locker schwungvollen Linienvläufen ab. Ihre Zeichenweise ähnelt einer Schreibweise. Selten füllt die Zeichnung das Blatt aus, die Kunst von Ingeborg Voss liegt in der Reduktion auf die aussagefähige Linie, sie beherrscht das „Weglassen“ zeichnerischen Beiwerks. Trotz Skizzenhaftigkeit und Unvollständigkeit sind diese Federzeichnungen nicht als Vorarbeiten für eine weitere malerische oder druckgraphische Umsetzung gedacht, sondern sind als eigenständige Arbeiten anzusehen. Neben der gezeichneten Welt des Theaters erarbeitete sich Ingeborg Voss die Landschaft des Städte, die sie auf ihren zahlreichen Reisen im In- und Ausland kennenlernte. Ihr besonderes Interesse gilt der Vielgestaltigkeit von Architekturformen,

ihren Überschneidungen und der Bewegung und Verschränkung von Platz- und Straßenräumen. Nicht das Panorama, nicht die Vedute, sondern die unregelmäßig geführten Straßenzüge, die gestaffelten Fassaden historischer und moderner Architektur sind ihr Thema, das sie durch ihre Kenntnis von Kunst- und Baugeschichte bereichert. Wie im Theater, so arbeitet Ingeborg Voss auch in den Städten vor Ort. Der Suche nach dem geeigneten Standort, dem besten Blickwinkel wird viel Zeit gewidmet. Hier spielt der Zufall keine Rolle, da der richtige Standort die wichtigste Voraussetzung für ihre künstlerische Auseinandersetzung und Formung ist.

Neu und beglückend sind die kleinformatischen, reinen Aquarelle, die vorwiegend an der Ostsee und in der Umgebung ihrer Neustrelitzer Heimat seit 1980 entstanden sind. Im Gegensatz zur lebhaften, oft nur auf Figur und Architektur konzentrierten Federzeichnung, atmen die mit durchscheinenden Wasserfarben gemalten Landschaften, die Felder, Wiesen und Baumgruppen, das Meer, die Düne und der Himmel große Ruhe aus. Nicht das menschliche Tun und Treiben, nicht das architektonische Gesicht der Städte ist auf diesen Darstellungen festgehalten, sondern das Erlebnis von vielgestaltigen Licht-, Farb- und Formerscheinungen wird in die begrenzte Komposition gebracht. Das Landschaftsaquarell genießt die besondere Aufmerksamkeit der Künstlerin. Wechselndes Farbspiel in der Natur und charakteristische Landschaftsformationen fordern zum Erkennen, zum Rückblick, zum Vergleich auf. Auf ihren Blättern sind harmonische und spannungsreich empfundene Farbvaleurs und Strukturen umgesetzt, sind farbige Stimmungsbilder aufgezeigt. Die transparenten Schleier der flüssig verlaufenden Farben lassen das leuchtende Weiß des Papiers durchscheinen und binden den Papierton in die Farbigkeit des Blattes mit ein. Ihre sehr malerisch empfundenen Aquarelle haben sich ganz von der Zeichnung gelöst. Ingeborg Voss bevorzugt eine starke Differenzierung und Abstufung der Farben, sie vermeidet Farbexpressivität. Die zurückhaltenden Farbklänge verlaufen in Tönungen von zartem Grün, Rosa, Gelb und Blaugrau. Die Übergänge, die Flächen, Streifen und Flecken sind ohne Begrenzung, sondern gehen ineinander über oder überdecken sich und bleiben dennoch transparent. Das dem Aquarell eigene rasche Arbeiten ermöglicht diesen unvergleichlichen Reichtum an Farbnuancierung. In seismographischer Schnelligkeit erreicht sie auf ihren Blättern, die Naß in Naß ausgeführt, breit gestrichen und locker gefügt sind, jene Durchsichtigkeit mit Wirkung von Raum und Atmosphäre.

Dr. Sibylle Badstübner

Das Aquarell auf Seite 3 zeigt unsere Heimatstadt, gesehen vom Zierker See, von Ingeborg Voss

Buchbesprechung

Das Infanterie-Regiment 48

Weg und Schicksal eines Truppenteils in den Jahren 1934–1945

Teil II. Der Feldzug im Westen bis zum Aufmarsch
an der ostpreußischen Grenze (Juni 1941)

Zusammengestellt von Heinz Michaelis

Berlin 1985. 126 S + 27 S. Anhang, 52 Abb., 30 Karten und Gefechtsskizzen kart. DM 25,-
(zu beziehen bei Dr. Heinz Michaelis. Kissinger Str. 71, 1000 Berlin 33)

In CAROLINUM Nr. 93, S. 111 hatten wir schon auf die ausführliche „Regimentsgeschichte“ (in großzügiger Auslegung des Wortes) vom Neustrelitzer Truppenteil hingewiesen. Der damals vorgestellten Kurzfassung einer Gesamtarstellung folgt, 7 Jahre nach Teil I., nun die Fortsetzung des ausführlichen Werkes.

Heinz Michaelis, dessen Vorarbeiten alle ehemaligen Angehörigen des Regiments jahrelang über die regelmäßig erscheinenden MITTEILUNGEN verfolgen konnten, der in unverdrossenem Schreibeifer seine damaligen Kameraden zum Mitarbeiten animieren konnte, er geht im Vorwort dieses II. Teiles doch gewissermaßen auf Zehenspitzen. Er vermißt bei seiner Arbeit die exakten „Quellen“ und schreibt vorbeugend: „Absolute Objektivität ließ sich trotz aller Mühe bei der nicht einheitlichen Aussage der Quellen, der Erinnerungen nicht erreichen.“ – Das ist eine klare Kennzeichnung der Grenzen. Michaelis befindet sich mit vielen anderen Schreibern in gleicher Situation, nicht alle „anderen“ sagen es aber.

An vielen Stellen ist die Anlehnung an ein lange vergriffenes Buch vom damaligen 1. Generalstabsoffizier der 12. Inf. Div., Major i. G. Hermann Teske, zu erkennen, der aus frischerer Erinnerung und mit konkreteren Unterlagen schon vor 30 Jahren veröffentlichte: „Bewegungskrieg – Führungsprobleme einer Infanterie-Division im Westfeldzug 1940“. (Heidelberg 1955). – Ein guter „roter Faden“ also.

Der Ablauf des Geschehens soll an dieser Stelle nicht abgespult und aufgelistet werden. Allen ehemaligen Feldsoldaten sind die Ereignisse der Monate in den Jahren 1939 und 1940 in Erinnerung, allen Achtundvierzigern Einzelheiten jener bewegten Zeit. Nicht immer waren die Einheiten in kritischen Gefechtssituationen, viele Tage mit langen Märschen und mit nur geringer Feindberührung bei den Vorhuten lassen dann den Verfasser mit Recht großzügiger im Text verfahren.

Wo es aber im Gefechtseinsatz um „Sein oder Nichtsein“ geht, da wird Michaelis' Schilderung subtil genau, da ergänzen Kartenausschnitte, Fotos und klare Gefechtsskizzen das dramatische Geschehen. Es sind dies die Einsätze im Bereich Arras – Cambrai (Plouvain), die Kämpfe am La Bassée Kanal / Kanal de la Deule und schließlich, in der zweiten Phase des Feldzuges, das harte Ringen zwischen Somme und Seine, (Arguel – Le Quesn – Liomer). Hier finden sich zahlreiche Wiedergaben aus Briefen, aus mündlichen Berichten usw.

Aber nicht nur im Bereich des Neustrelitzer Regiments verharret der Bericht. Der Verfasser versteht es, die intensiven, aber auf engerem Raum begrenzten Aktivitäten aus der Darstellung größerer politischer und militärischer Zusammenhänge zu begründen, damit zu umrahmen. Schon die einleitenden Auslassungen über strategische und taktische Grundüberlegungen, weiterhin ein Kräftevergleich zwischen Deutschen und Alliierten, sind nicht überall bekannt, oft verblüffend. (Kaum ist z. B. bekannt, daß die Wehrmacht am 10. Mai 1940 zahlenmäßig eigentlich unterlegen antrat. Den schnellen Sieg darf man weithin bei General v. Mansteins genialem „Sichelschnitt“ suchen.)

Natürlich beherrscht der Feldzug in Frankreich den Gesamtbericht, aber auch die anschließenden Vorbereitungen zum „Unternehmen Seelöwe“ (Landung in England), die Bereitstellung im Osten 1941 kommen zu ihrem Recht.

Eine nach Maßgabe eingeeengter Möglichkeiten sehr fleißige und wohl gelungene Arbeit, die auf den unvergleichlich mühsamer zu erstellenden Teil III hoffen läßt. Helmut de Voss

Mit dem vorliegenden Heft hat, wie im Impressum auf S. 4 steht, die Schriftleitung der Vermischten Nachrichten, **Frau Inge Schammel, 3257 Lüdersen-Springs 5**, Linderter Weg 16, Ruf 05045/7213, übernommen. Wir bitten, alle Mitteilungen für die Vermischten Nachrichten an sie zu richten. Frau Schammel ist Absolventin des Lyzeums in Neustrelitz und eine Tochter des früheren Apothekers Ramin in Strelitz, unseres Caroliners.

Zugleich verbinden wir mit dieser Übernahme den Dank aller Caroliner und Freunde an **Michel Ludewig**, der die Vermischten Nachrichten durch viele Jahre zur vollen Anerkennung unserer Leser redigiert hat. Seine Freundschaft und Verbundenheit mit vielen alten Neustrelitzer und Neubrandenburger Familien, die er seit vielen Jahren aufrecht erhält, kam ihm dabei zustatten. Wenn er aus gesundheitlichen Gründen sein Amt in jüngere Hände gibt, so bleibt uns doch seine Mithilfe, wie er zugesagt hat, auch weiterhin erhalten.

Die Schriftleitung

*Das nächste Caroliner-Treffen
findet in Marburg am 4., 5. und 6. September 1987 statt.
Darüber ergeht noch in nächster Zeit gesonderte Mitteilung
an alle Mitglieder.*